# b.i.t.online Sofa 2018
# auf der Frankfurter Buchmesse

**Helga Bergmann und Vera Münch berichten. Alle Fotos @ Jens Braune Photograpy.**

Alle Fotos © Jens Braune

10.–14. Oktober 2018
FRANKFURTER BUCHMESSE
Ehrengast Georgien

*Um die Probleme der Zeit zu lösen, braucht es den Dialog. Wie wichtig das intensive Gespräch zwischen allen am wissenschaftlichen Publizieren Beteiligten gerade jetzt ist, führten die von b.i.t.online, Library Essentials und fachbuchjournal seit zwölf Jahren auf der Frankfurter Buchmesse angebotenen Podiumsdiskussionen in diesem Jahr ganz besonders vor Augen. Die Veranstaltungen auf der Academic & Business Information Stage in Halle 4.2 stießen bei Bibliotheken, Verlagen, Wissenschaft und Dienstleistern auf großes Interesse.*

*Am Mittwoch, 10. Oktober behandelte das b.i.t.Sofa Update das heiße Thema „Open Access – (k)eine Rolle für das Buch?“. Bei der Veranstaltung am 11. Oktober ging es unter der Überschrift b.i.t.Sofa News um die Frage „DEAL CH – Ist die Kopie besser als das Original?“ (die Diskutierenden auf dem Podium kamen natürlich auch an Plan S nicht vorbei). b.i.t.Sofa Aktuell am Freitag, den 12. Oktober eruierte „Was tun gegen Fake Konferenzen und Raubverlage?“. Diese Veranstaltung wurde in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Information und Wissen e.V. (DGI) organisiert.*

b.i.t.online
Bibliothek. Information. Technologie.

SOFA

# Open Access – (k)eine Rolle für das Buch?

*Wie sehr das Thema Open Access für Bücher Verlage bewegt, wurde gleich zu Anfang der Diskussion deutlich. Bereits bei der Vorstellungsrunde sprudelte **Dr. Karin Werner,** CEO beim transcript Verlag, zehn Minuten los und benannte sieben Punkte, die ihrer Meinung nach zum Thema Open Access für Bücher unbedingt diskutiert werden müssten. Ihre Mitstreiter auf dem Podium waren **Dirk Pieper**, stellvertretender Direktor der Universitätsbibliothek Bielefeld und Leiter OA2020-DE Nationaler Open-Access-Kontaktpunkt und **Philipp Hess** von Knowledge Unlatched. Moderiert wurde die Gesprächsrunde von **Dr. Sven Fund,** Managing Director Knowledge Unlatched. Im Verlauf der Diskussion wurde deutlich: Open Access für Bücher geht nur, wenn Strukturen und Geschäftsmodelle gefunden werden, mit denen alle Beteiligten – Verlage, Autorinnen/Autoren und Bibliotheken – leben können. Book Processing Charges sind zur Zeit in aller Munde.*

**Mittwoch**

*Sven Fund* bezifferte in seiner Einführung den Anteil von Open Access für Bücher mit geschätzten ein bis vier Prozent des Gesamtmarktes, was ihn zu der Bemerkung veranlasste: „Wir sind hier heute im Zwergenparadies." Dessen Riesen allerdings dürfe er hier heute auf dem Podium begrüßen. Der Moderator bat die Podiumsteilnehmer um eine kurze Vorstellung und Einleitung, um dann in Diskussion auch mit den anwesenden Zuhörern einsteigen zu können.

*Karin Werner:* „Ich bin eine der zwei Verlegerinnen von transcript[1] in Bielefeld, einem Verlag, der in den Kultur- und Sozialwissenschaften seit annähernd 20 Jahren tätig ist. Open Access betreiben wir mit sehr viel Engagement seit 2013, unsere Open Access Library umfasst über 600 Titel."

## OA für Bücher – von den Anfängen bis heute

In ihrer Einführung fasste *Werner* die Erfahrungen, die der Verlag von Anfang bis heute gemacht hatte, in sieben Punkten zusammen. Als kleiner Verlag war transcript von dem Druck aus Wissenschaft und Politik, die vehement Open Access einforderten, völlig überfordert. Anfangs hätten keine Finanzmittel für Open Access zur Verfügung gestanden. Heute würden sie durch Bibliotheken, Forschungsinstitute, Hochschulen usw. bereitgestellt. Inzwischen hätten sich auch in den Bibliotheken zunehmend Book Processing Charges etabliert, für die Verlegerin ein sehr wichtiger Punkt, da hier neue, für Verlage nutzbare Strukturen entstünden.

Als zweiten Punkt führte *Werner* das anfängliche Fehlen von Geschäftsmodellen an. Heute gebe es verschiedenste Modelle. Zwei davon seien ihrer Meinung nach sehr vielversprechend: zum einen die Standortstrategien der Universitäten, bei denen Bibliotheken oder Forschungseinrichtungen das Open-Access-Stellen ihrer eigenen Forschungsergebnisse fördern. Zum anderen konsortiale Modelle, also Crowdfunding-Modelle, bei denen Community-basierte neue Formen der Aggregation entstünden. Auf diese konsortialen Modelle müsse die Verlagsseite aber noch die richtige Antwort finden, z. B. durch Kooperation oder ebenfalls Konsortienbildung.

## Printausgaben leiden nach OA-Stellung

Ein großes Fragezeichen war anfangs, wie sich die Verkäufe der Printausgaben nach Open-Access-Stellung der entsprechenden E-Books entwickeln würden, so *Karin Werner*. Heute, berichtete sie, könne sie sagen, „wenn wir etwas Open Access stellen, leidet der Absatz der Printausgaben darunter". Daher wundert es sie, wenn Forschungsprojekte zu dem Ergebnis kommen, Open Access gestellte E-Books hätten keine negativen Auswirkungen auf die Print-Verkäufe. Absatzeinbußen bei den Printausgaben findet die transcript-Verlegerin aber nicht problematisch, denn „unsere Aufgabe als Verleger ist nicht, Papier oder gedruckte Auflagen zu verkaufen, sondern Content an die betreffenden Zielgruppen zu adressieren und dort unterzubringen".

## OA ist für Verlage ein Kostentreiber

Die Kosten der Inkarnation einer Open-Access-Strategie im Verlag würden kaum angesprochen und wenn, dann komplett unterschätzt, sprudelte *Werner* weiter. Nachdem man im Verlag vor ein paar Monaten die Kosten aufgerollt hätte, sei schnell klar geworden: Open Access kostet viel Geld und es ist keinesfalls ein Abfallprodukt eines E-Books, sondern ein eigenwertiger Bereich. Dies sollten alle Verlage wissen, die sich auf Open Access für Bücher einlassen wollen.

Ein weiteres Risiko resultiere aus der Nicht-Berechenbarkeit von Open-Access-Publikationen. Der Verlag müsse Geld in die Hand nehmen, ohne zu wissen, auf wie viele Projekte er das umlegen könne.

## Die Einführung von OA-Rechten und OA-Standards

Während am Anfang die Rechte-Situation völlig unklar gewesen sei, hätte die Einführung der Creative Commons Lizenzen an diesem Punkt zur Klärung beigetragen, berichtete *Katrin Werner.* Sie betonte in diesem Zusammenhang jedoch, dass viel Arbeit investiert werden müsse, bis man auf diesem Gebiet Kompetenz aufgebaut habe.

***Dr. Karin Werner: „Unsere Aufgabe als Verleger ist nicht mehr, Papier oder gedruckte Auflagen zu verkaufen, sondern Content an die betreffenden Zielgruppen zu adressieren und dort unterzubringen."***

Auch hätten zu Beginn, als transcript mit Open Access begann, Standards für die Qualität von Open-Access-Publikationen gefehlt. Die Lieferung von Dateien und Metadaten sei uneinheitlich gewesen. Das gleiche hätte für die Kommunikation gegolten. „Hier sind wir in den letzten Monaten ein gutes Stück vorangekommen, dank Knowledge Unlatched und NOAC, namentlich Herrn Pieper, und einigen Kollegen aus den Wissenschafts- und Universitätsverlagen", gab *Werner* bekannt. Da gebe es jetzt sehr detaillierte Vorgaben, an denen sich alle orientieren könnten.

1 http://www.transcript-verlag.de/

### Steigende Nachfrage bei Autorinnen und Autoren

Nachfrage von Autorinnen und Autoren hätte es vor fünf Jahren kaum gegeben. Das habe sich geändert, stellte *Karin Werner* fest: „transcript bekommt pro Jahr ca. 100 Anfragen für Open-Access-Publikationen. Das sind ungefähr 10 Prozent der jährlichen Anfragen insgesamt. Aber nur etwa die Hälfte der Autoren-Anfragen könne letztendlich Open Access realisiert werden, da die Finanzierung nach wie vor ein massives Problem darstelle.

Abschließend stellte die Verlegerin fest: „Open Access für Bücher ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften hochgradig sinnvoll." Es bestehe Nachfrage und die Rezeption sei „supergut". „Trotz der genannten Risiken und Unsicherheiten kann ich von transcript sagen, dass wir gut damit fahren und froh sind, Open Access für Bücher beherzt in Angriff genommen zu haben."

*Philipp Hess (1.v.r): „Als Digital Native ist es für mich total normal, Internet-Sachen zu konsumieren."*

*Sven Fund* bat nun *Philipp Hess* nach einer kurzen Vorstellung seiner Person die Fragen zu benennen, die aus Sicht von Knowledge Unlatched[2] bei den unterschiedlichen Verlagen besonders brisant seien.

*Philipp Hess:* „Ich bin bei Knowledge Unlatched für die Verlagsseite zuständig. Ich spreche mit den Verlagen über die Probleme, die auf sie zukommen und wie wir bei Open Access helfen können. Dabei stelle ich tatsächlich viel davon fest, worüber meine Vorrednerin gesprochen hat."

### Warum digital?

Für *Hess* als Digital Native ist es total normal, Internet-Sachen zu konsumieren. Die Frage, die immer wieder gestellt werde sei, warum muss das Buch digital sein? Für ihn schließt sich daran die spannende Frage an: Was ist denn das Buch überhaupt. Was unterscheidet das lange Kapitel oder den langen Abstract von dem komplett gebundenen Buch, das in der heutigen Zeit aus seiner Sicht viel weniger Beachtung findet? Knowledge Unlatched beschäftige sich ausschließlich mit Open Access, was laut *Hess* heißt, „alle Inhalte sind frei zugänglich; alles, was vermarktet wird". Knowledge Unlatched liefere, um besser definieren zu können, wie man mit Inhalten umgeht, Informationen zum Nutzungsverhalten – was wie genutzt werde, wann es genutzt werde und wie es genutzt werde. „Wir versuchen, Inhalte neu zu definieren und neu zu strukturieren", erklärte *Hess*. „Mit transcript haben wir jetzt auch versucht, neue Inhalte so darzustellen, dass sie nicht mehr rein als Print erscheinen oder dass die Printfassung nur ein Nebenprodukt ist." Das allerwichtigste für die Zukunft, für die kommenden Generationen sei, Inhalte frei zugänglich an den Mann bzw. an die Frau zu bringen. Davon ist *Hess* überzeugt.

*Sven Fund* unterstellte *Dirk Pieper*, dass er auf dem Podium „vermutlich der Vertreter der Fraktion mit den tiefen Taschen" sei. Wie *Karin Werner* schon erwähnt hätte, finanzierten Bibliotheken Open Access durchaus mit. *Fund* bat *Pieper* um eine kurze Vorstellung und wollte danach von ihm wissen, wie der Open-Access-Pfad aus seiner Sicht aussehe.

*Dirk Pieper:* „Ich bin hier heute in der Rolle als Leiter der Projektgruppe Nationaler-Open-Access-Kontaktpunkt OA2020-DE[3]. Ich kann meine Taschen gerne sofort ausleeren. Da ist nicht viel drin. Wir sind ein Projekt, das von der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen gefördert wird, wir haben aber keine Mittel, die wir unter die Leute bringen oder an Verlage und Agenturen weitergeben könnten. Wir haben lediglich ein paar Sach- und Personal-Mittel."

### Bisher vernachlässigt: OA für Bücher

Der Arbeitsauftrag der Allianz für die Projektgruppe OA2020-DE lautet, so *Pieper*, die Voraussetzungen für eine möglichst flächendeckende Open-Access-Transformation zu schaffen. Das umfasse natürlich auch den Buchmarkt. Zwar hätten mithilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) seit 2010 im Bereich Open Access publizierender Zeitschriften tragfähige Strukturen aufgebaut werden können, aber der Buchmarkt sei vernachlässigt worden. Die kommerziellen Angebote für das Umstellen von Büchern in den Open Access passten wegen zu hoher Preise nicht in die Förderstrukturen, die aus dem Zeitschriftenbereich bekannt waren. Daher wolle der Open-Access-Kontaktpunkt Geschäftsmodelle entwickeln, die sowohl in der Library Community Anklang finden, aber es auch den Verlagen ermöglichen, nachhaltig Bücher in den Open Access zu stellen.

### Frontlist bei OA für Bücher?

„Ehrlicherweise habe ich mich dabei ein bisschen an dem Springer-Modell für E-Books orientiert", gestand *Pieper* ein. Deren Einführung habe er 2005/2006 miterlebt. Da hätte es am Anfang durchaus Probleme gegeben, aber am Ende hätten die Bibliotheken das Angebot gern angenommen, Frontlist zu kaufen, ohne die Titel zu kennen. Der Verlag Springer stand dafür, dass das Paket für Bibliotheken lohnenswert war, auch

2 http://www.knowledgeunlatched.org/

3 https://oa2020-de.org/pages/about/

wenn Titel aus dem Paket später nicht genutzt worden seien. Dieses Prinzip, Bücher sofort in den Open Access zu stellen und mit dem Kauf einer Frontlist zu verbinden, konnte mit transcript realisiert werden. Der Verlag sei bereit gewesen, sich auf dieses Abenteuer einzulassen. Wie *Karin Werner* schon gesagt hätte: „Es macht keinen Sinn, Open Access gegen Verlage zu machen." Es gehe darum, ein Modell zu entwickeln, das den Verlagen das Überleben und das wirtschaftliche Handeln ermöglicht. Zusammen mit Knowledge Unlatched sei ein solches Pilot-Modell entwickelt worden. „Ich würde mich freuen, wenn dieses Modell von weiteren Verlagen entsprechend aufgegriffen würde", beendete *Pieper* seine Einführung.

*Sven Fund* zeigte sich beeindruckt, dass 10 Prozent der Autorinnen und Autoren in diesem Jahr Open Access für ihre Publikation wünschten. Vor nicht allzu langer Zeit hätte man sie noch davon überzeugen müssen, sich auf dieses Experiment einzulassen. Was zu diesem Sinneswandel geführt habe, wollte er von *Karin Werner* wissen.

Die Angesprochene erwiderte: „Tendenz steigend. Unser Eindruck ist, dass Plattformen wie Academia.edu und Research Gate zu diesem Sinneswandel beigetragen haben." Da seien zumeist die jüngeren Autorinnen, Autoren, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aktiv und erlebten, dass sie nur einen Teil ihrer wissenschaftlichen Arbeiten dort einstellen können.

## Die Wissenschaft will freien Zugriff auf ihre Inhalte

So komme vermutlich schnell die Idee auf, den Content mit einer Creative Commons Lizenz zu publizieren. Auf diese Weise könnten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler „in Kontakt mit ihrem Content bleiben" und müssten ihre Nutzungsrechte nicht an Verlage abtreten. Die Verlegerin zeigte sich überzeugt, dass durch die digitale Entwicklung der Trigger von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern selbst kommen werde. Diese wollten ungehindert und frei auf allen möglichen Foren den Zugriff auf ihre Inhalte nutzen. Das erlaubten die Creative Commons Lizenzen. Sich weit aus dem Fenster lehnend prognostizierte *Werner* einen Wandel im Verhältnis Verlag und Autorinnen/Autoren: „Das komplementäre Verhältnis, das immer zwischen Verlagen und Autorinnen/Autoren bestand, wird sich zunehmend in ein laterales Verhältnis, ein Co-Publishing Verhältnis, verändern. Dann werden wir auch mit wissenschaftlichen Instituten als Co-Publisher arbeiten, die auch die Hoheit über ihre Inhalte bewahren wollten. Auch die Hochschulen mit ihren Repositorien sähen es zunehmend weniger ein, dass sie wegen Embargos und anderen Restriktionen nicht frei über ihre Inhalte verfügen könnten." Noch seien die Verlage in ihrer Gesamtheit stark genug, diese Dinge abzuwehren und sich auf ihre Tradition zu berufen, da sie nach wie vor für Autorinnen/Autoren viele Attraktoren hätten. Die Anbieter von Open Access für Bücher könnten erheblich mehr Attraktoren bieten, wenn sie sich als Co-Publisher neben die Autorinnen/Autoren stellten und mit ihnen gemeinsame Sache machten – auf einer offenen Basis. Niemand, der heute hier auf dieser Messe sei, könne diesen Trend verhindern, gab sich *Werner* überzeugt.

*Sven Fund* wandte sich an *Dirk Pieper*: „Bibliotheken nehmen für sich in Anspruch, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beim Thema Publikationen zu beraten. Haben Sie auch den Eindruck, dass das Thema Open Access mehr auf die Agenda kommt? Pushen ihre Kolleginnen und Kollegen das?"

## Das Buch im Transformationsprozess

*Dirk Pieper* bestätigte den Trend. Letztendlich sei für Autorinnen und Autoren einer der wesentlichen Motivationspunkte, ihre Veröffentlichungen zu teilen und frei zu nutzen. Schließlich gebe es in der Wissenschaftspraxis Reputationsmechanismen, die genau das voraussetzten. Daher stelle sich die Frage, ob ein traditionelles Publikationssystem, das auf Lizenzen und Restriktionen aufbaut, nicht hinderlich sei. Lothar Müller hätte in der Süddeutschen Zeitung einen sehr schönen Kommentar[4] verfasst. Müller hat dort die Frage aufgeworfen, ob das Buch eigentlich noch das Leitmedium ist. Seiner Meinung nach geht es nicht mehr darum, ob viel gelesen wird oder weniger, viel gekauft oder weniger. Das sei sekundär. Die Frage sei eigentlich: Wie stelle sich das Buch im Transformationsprozess zum Digitalen im Verhältnis zu den anderen Medien dar. Genau das sei, so *Pieper,* ein Ansatz, mit den Verlagen zusammenzukommen: Inhalte dürften heute nicht mehr in einem Buch, in einem Bibliotheksregal verschwinden, sondern müssten aktiviert und in einen Kontext gesetzt werden. Sie müssten sichtbar sein. Das gehe mit Open Access, sogar rechtlich abgesichert durch Lizenzen. Daher sei es nicht länger Aufgabe der Bibliothe-

*Dirk Pieper: „Es macht keinen Sinn, Open Access gegen Verlage zu machen."*

4 https://www.sueddeutsche.de/kultur/frankfurter-buchmesse-1.4160976

ken, Bücher zu kaufen und ins Regal zu stellen, sondern dafür zu sorgen, dass Inhalte entstehen und in verschiedenen Kontexten genutzt werden könnten. Das, ist *Dirk Pieper* überzeugt, sei ein gemeinsames Interesse von Verlagen und Bibliotheken. Wenn das von den Autorinnen/Autoren auch erkannt werde, dann könnten solche sichtbaren Inhalte in Zukunft entstehen. Wenn sich alle nur auf das Buch, das im Regal steht, fixierten, dann müsste sich niemand wundern, wenn der Wettbewerb um die Digitalisierung verloren gehe.

Auf eine Unterlassung seitens der Bibliotheken und Verlage hinsichtlich des Publikationsverhaltens der von ihnen betreuten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler machte *Philipp Hess* aufmerksam: Weder Bibliotheken noch Verlage bewahrten die Manuskripte auf, mit denen sich Autorinnen/Autoren für eine Publikation bewerben. Das heißt, die Bibliotheken haben keine Daten, wo ihre Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler veröffentlichen wollen, außer die Publikation werde angenommen, so *Hess*.

*Sven Fund* berichtete, dass sich Autorinnen und Autoren bisweilen auch an Knowledge Unlatched wenden. Das sei so eine Art von Kollateralschaden in diesem B2B-Modell, fügte er despektierlich hinzu. An *Philipp Hess* richtete er die Frage, was diese Autorinnen und Autoren wissen wollen.

## Verlage müssen ihre Spezialdisziplin und Struktur sichtbar manchen

*Philipp Hess* antwortete: „Die Autorinnen und Autoren fragen uns, wo sollen wir hingehen, wenn wir Open Access veröffentlichen wollen. Wenn z. B. ein Kardiologe zu seinen Gender Studies publizieren will, zu welchem Verlag schicken wir ihn dann?“ Es gäbe noch kein richtiges Angebot, welcher Verlag welche Spezialdisziplin hat und wie er strukturiert sei. Im digitalen Zeitalter geht es nach Ansicht von *Philipp Hess* nicht mehr darum, wer die höchsten Verkaufszahlen hat, sondern wie sich der digitale Inhalt von selbst verkauft, wie er genutzt wird und wo er referenziert werden kann. Es sei entscheidend, ob der Inhalt vom Verlag so aufbereitet wird, dass er von den Nutzerinnen und Nutzern optimal verwendet werden kann. Das müssten Verlage strukturell darstellen, um die Autorinnen und Autoren zu gewinnen.

Bei den OA-Zeitschriften sei es ja zu einer Art Dammbruch gekommen, schloss *Sven Fund* an die Ausführungen an. Auf die Forderung der großen Forschungsfinanzierer wie beispielsweise der Max-Planck-Gesellschaft hätten die Verlage reagiert, indem sie die Zeitschriften zunächst hybrid gemacht und dann ganz Open Access angeboten haben. Ob bei den Büchern ähnliches möglich sei, wollte der Moderator von *Dirk Pieper* wissen.

## Auf unterschiedliche Publikationskulturen reagieren

*Dirk Pieper* warnte in seiner Erwiderung davor, das Ganze zu global zu sehen. Sowohl im Buchbereich als auch im Zeitschriftenbereich gebe es Disziplinen oder Communities, die das Thema Open Access forcierten, aber auch welche, die noch kein großes Interesse zeigten. Seiner Meinung nach liegt das an unterschiedlichen Publikationskulturen in den Disziplinen. Für *Pieper* ist es kein Zufall, dass im Zeitschriftenbereich zuerst die STM-Fächer Open Access publizierten. Physiker, Chemiker und Mediziner seien darauf angewiesen, ihre Ergebnisse relativ schnell zu publizieren, weswegen es schon seit den neunziger Jahren die Pre-Print-Server für Aufsätze gab. Zusätzlich wollte man aber auch ein Qualitätslabel durch den Verlag haben. Daher sei in diesen Disziplinen die Open-Access-Publikationskultur schon relativ weit. Andere Fächer, insbesondere die Geisteswissenschaften, seien weniger an Open Access interessiert, obwohl es da auch Ansätze gebe. *Pieper* nannte als Beispiel die Open Library of Humanities. Den Buchmarkt müsse man jetzt, so Pieper, genau beobachten. Hier werde es vielleicht auch einzelne Disziplinen oder Communities geben, die relativ schnell zur Open-Access-Publikationskultur kommen. „Es wird aber auch Disziplinen geben, die Open Access für Bücher mit Zeitverzug realisieren werden. Darauf müssten Bibliotheken, Forschungsförderer und Verlage reagieren.“

### Erlaubt OA noch eine Programmsteuerung?

*Sven Fund* wandte sich wieder an *Karin Werner*: Als Verlegerin hätte sie Programme nach bestimmten Kriterien gemacht. „Ist das im Open-Access-System überhaupt noch steuerbar? Wie arbeitet transcript im Open Access?“, wollte er von ihr wissen.

*Karin Werner* erwiderte, dass Open Access eigentlich keine nennenswerte Auswirkung auf die Programmgestaltung habe, die bei transcript nach wie vor klassisch sei und auch so bleibe. „Wir orientieren uns an den Diskursen in den Disziplinen und daran ändert auch Open Access nichts.“ Verlage seien solide Einrichtungen, die zwar durch Open Access vor gewissen Zerreißproben stünden. Dennoch gebe es Bereiche in den Verlagen, die völlig eigenwertig ihre Aufgaben in klassischer Weise ausführten; ob das Qualitätskontrolle und Buch-Herstellung oder Präsentationen und Vorschau in Katalogen seien. „Wir haben auf der Buchmesse einen Stand mit unseren gedruckten Ausgaben. Wir arbeiten hybrid, d.h. wir printen in Auflage und noch nicht in books on demand (b.o.d.). b.o.d. ist für uns die dritte Stufe des Druckens“, erklärte *Werner*. Verleger müssten heute viel mehr Zeit in IT investieren als noch vor 20 Jahren. Verlage müssten auch ein viel breiteres Spektrum anbieten und eine enorme Ungleichzeitigkeit händeln. „Das ist das, was uns einmalig macht“, gab *Werner* sich überzeugt. Verlage müssten den Spagat zwischen klassischem Wissenschaftsverlag und innovativem Open-Access-Verlag hinbekommen, der darüber nachdenkt, wie das Buch der Zukunft aussieht.

### Heißsporne gesucht

transcript wird in Kürze seine Plattform für kleinere Formate öffnen. *Karin Werner* findet es verwunderlich, dass sie „nicht vier Mal im Monat von jungen Heißspornen eine Mail bekommt“ mit der Anfrage, „ich habe hier etwas, wollen wir nicht...“. Im neuen Imprint BUP (Bielefeld University Press) sollen auch kleine digitalen Formate realisiert werden. Ob es überhaupt dazu kommt, vermag die Verlegerin nicht zu sagen. Aber, so *Werner*, „wir Verlage sind hybrid – extrem gefordert, wirklich klassisch zu bleiben und gleichzeitig knallmodern zu werden“.

### Hat der Handel eine Chance bei OA für Bücher?

Nun wollte *Sven Fund* den „schönen Begriff der Zerreißprobe“ auf den Handel beziehen. Beim Buch habe der Handel ja eine größere Rolle gespielt, aber, „wenn es um Open Access ging, sich nicht mit Innovation und Heißspornigkeit hervorgetan“. An *Philipp Hess* gewandt fragte er: „Können Händler überhaupt noch eine Rolle im Open Access spielen?“ „Auf jeden Fall“, antwortete *Philipp Hess*: „zum Beispiel beim Vermarkten von OA-Inhalten“. Knowledge Unlatched hole hauptsächlich über Bibliotheken das public funding für Bücher ein. Wenn nun bei einer staatlichen oder privaten Institution Gelder für das Publizieren von Inhalten beschafft werden sollen, dann müsse das ja jemand tun. Und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler seien in der Regel keine Marketing-Genies. Dem stimmte *Sven Fund* zu: „Mein ehemaliger Chef bei Springer, Derk Hank, hat immer gesagt: Wissenschaftler sind super. Aber sie können kein Besäufnis nach der Arbeit organisieren. Ich glaube, das geht in die gleiche Richtung.“ Ob *Dirk Pieper* in irgendeiner Form auf Handelsstrukturen zurückgreifen würde, wenn er über Open Access nachdenke, fragte der Moderator.

*Dirk Pieper* bejahte dies. Natürlich brauche man einen Partner, der Rechnungen schreibe, Marketing mache und Modelle auf den Markt bringe. Kurzum jemanden, der es den Bibliotheken ermöglicht, Gelder in Open Access zu transformieren. Dabei würden genau diese Dinge, die man aus dem klassischen Buchhandel kenne, in der einen oder anderen Form gebraucht, „z.B. wenn es darum geht kostenpflichtig erstellte Open Access Inhalte zu organisieren“.

### Die Dialektik der OA Transformation

*Pieper* griff noch einmal ein Statement von *Karin Werner* auf. Die Gleichzeitigkeit einerseits von klassischem und qualitätsbewusstem Handeln und andererseits vom Öffnen für moderne Formen der Mediendistribution könnte man als Dialektik der Open-Access-Transformation bezeichnen. Seiner Meinung nach stehen auch Bibliotheken vor diesem Prozess. *Pieper* wünscht sich von den Verlagen mehr Phantasie, wenn es darum geht, das Medialisierungspotenzial von Inhalten, auch von akademischen Inhalten, zu heben. Open-Access-Inhalte eigneten sich dafür besonders gut. Aber auch die Bibliotheken täten gut daran, ihre Rolle im Publikationsprozess zu überdenken. Es gehe nicht mehr nur darum, dass Bibliotheken Geld auf den Tisch legten, um etwas zu kaufen und in ihre Sammlung aufzunehmen. Es gehe vielmehr darum, dass Bibliotheken auch Gelder bereitstellten, um Open Access für Bücher überhaupt zu ermöglichen. Das bedeute, Bibliotheken würden zunehmend zu „Enablern“ von Open-Access-Publikationen und seien damit nicht mehr nur Konsumenten. Beide Seiten, Verlage und Bibliotheken, hätten alle Hände voll zu tun, um diesen Strukturwandel tatsächlich in Gang zu setzen.

### OA muss international gedacht werden

Bevor das Publikum zu Wort kam, schaltete *Sven Fund* noch eine ganz kurze Fragerunde zur internationalen Dimension von Open Access vor. Ob es schon ein reales Problem oder Thema sei, dass Open Access international gedacht werden müsse, die Strukturen, z.B. die Finanzierungs-

strukturen, jedoch nach Ländern und Regionen sehr unterschiedlich seien?

Für transcript sei das bis dato kein wirklich störendes Problem, antwortete *Karin Werner*. Aber auch hier sieht sie eine Ungleichzeitigkeit struktureller Heterogenitäten, die schwer zu überbrücken seien. Ihr seien die zähen Diskussionen mit den Partnern in Columbia und in New York in Erinnerung. Sie habe auch den Eindruck, dass andere US-amerikanische Verlage sich mit Open Access enorm schwertun würden. *Dirk Pieper* betonte noch einmal die internationale Dimension von Open Access. Es gehe nicht darum, wie schon aus Verlagen verlautet, einen freien Zugang auf bestimmte Regionen oder Länder zu begrenzen. Open Access sei international. Daraus folge zwangsläufig, dass man international denken müsse, wenn man Open-Access-Geschäftsmodelle entwickle. Natürlich hätten Länder unterschiedliche Open-Access-Strategien, unterschiedliche Ziele formuliert. Insbesondere die cOAlition-S[5,6] oder Plan-S-Bewegung bringe neuen Auftrieb, wenn es darum gehe, einen internationalen Standard zu setzen, der zumindest bei der europäischen Forschungsförderung in Richtung Open Access ziele. Verlage seien daher gut beraten, entsprechende Geschäftsmodelle so aufzustellen, dass diese international partizipierbar seien.

Ob die großen Verlage in Bezug auf die Internationalität innovativer seien als die kleineren, wollte *Sven Fund* nun von *Philipp Hess* wissen. Die Innovationsbereitschaft, so die Erfahrung von *Philipp Hess*, „hängt nicht von der Größe des Verlags ab". Es gebe ganz große Verlage, die Neues ausprobieren wollten. Es gebe genauso kleine Verlage, die innovativ seien und sich neu aufstellten. Er kenne aber auch renommierte Verlage jeder Größenordnung, die diesbezüglich überhaupt keine Motivation hätten. Innovationsbereitschaft sei von der Struktur des Unternehmens und nicht von der Größe abhängig.

## Repositorien – eine Konkurrenz für Verlage?

Die erste Wortmeldung aus dem Publikum kam mit einem Dank für das harmonische informative Podium und der Frage: *Wie groß ist die Chance, dass die Universitäten Parallelstrukturen aufbauen, die die Verlage obsolet machen? Wenn man vom Prestige rede, das ein Verlag hat – Prestige könne eine Universität auch bieten.*

*Karin Werner:* „Ich sehe da tatsächlich auch eine Gefahr. Wenn wir Verlage nicht überzeugende Open-Access-Angebote auf die Beine stellen, dann gebe ich unserer Branche keine 15-20 Jahre mehr. Es gibt bereits große Repositorien, die mit exzellenten Inhalten gefüllt sind. Das sind latent konkurrierende Strukturen, die in der letzten Dekade entstanden sind. Was ich mit Freude feststelle, es gibt eine Art Umdenken bei einigen Repositorien-Betreibern." Noch vor zwei, drei Jahren hätte transcript bei Telefonaten mit verschiedenen Repositorien-Betreibern den Eindruck gehabt – plakativ gesprochen – „dass uns großer Stolz, wenn nicht sogar Arroganz entgegen schlug, nach dem Motto: wir können alles, wir wissen alles, wir brauchen euch nicht". Heute habe sie den Eindruck, es hätte eine Ernüchterung stattgefunden und den Repositorien-Betreibern werde zunehmend bewusst, was sie könnten, aber auch, was sie nicht könnten. „Ich sehe jetzt eher die Möglichkeit, dass diese verschiedenen Publikationssphären und -akteure und -systeme in dieser neuen Ökologie neu organisiert werden und dass wir uns als Verlage dort neu verorten können. Ich sehe eine enorme Chance für die Verlage durch Open Access." Natürlich hätten die Verlage auch alle Angst. Das sei so, wenn man merke: da sind ja diese riesigen Repositorien und die Autorinnen und Autoren wollen Self-Publishing machen. Aber „wenn das alles wieder etwas abgeebbt ist, kommt es wieder zurück zu den Verlagen. Warum? Keiner kann es besser, keiner kann es wirtschaftlicher. Keiner hat mehr Erfahrung, keiner hat bessere Kontakte, keiner hat diese hybride, geniale Struktur". Auf diese Verschiebung, die jetzt zu beobachten sei, müssten die Verlage antworten. „Wir müssen die Zeichen der Zeit erkennen und uns gleichzeitig die Risiken und Unsicherheiten vor Augen führen. Wir müssen Geld in die Hand nehmen und zusätzliche Kompetenzen entwickeln. Und wir müssen Partner suchen." Knowledge Unlatched stelle Verlagen, die selbst keine eigene komplette Open-Access-Technologie entwickeln wollten, viel zur Verfügung. „Wir müssen vor allen Dingen selbstbewusst sein", forderte *Werner*, und weiter: „Dann werden wir es auch schaffen."

## Die verschiedenen Funktionen von Repositorien

*Dirk Pieper* ergänzte, Repositorien würden nicht aus einem verlegerischen Impuls betrieben. Ende der neunziger Jahre hätte man begonnen, sie einzurichten, weil es damals einen Beschluss der Kultusministerkonferenz gegeben hätte, dass Dissertationen elektronisch veröffentlicht werden dürfen. Informationsinfrastruktureinrichtungen und Bibliotheken hätten dann überlegt, wie sie dafür Angebote schaffen könnten. Obwohl Repositorien seither einen Wandel erfahren hätten, sei eines gleich geblieben: die Motivation der Hochschule oder einer wissenschaftlichen Einrichtung, ihre wissenschaftlichen Ergebnisse auch nach außen sichtbar zu machen. Das geht laut *Pieper* so weit, dass es tatsächlich auch monetäre Verteilungsmechanismen gebe, die sagten, so viel Publikationen sind in bestimmten Journalen notwendig, um an bestimmte Gelder heranzukommen. Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit

5 https://ec.europa.eu/commission/commissioners/2014-2019/moedas/announcements/plan-s-and-coalition-s-accelerating-transition-full-and-immediate-open-access-scientific_en

6 https://www.scienceeurope.org/coalition-s/

darstellen sei immer einer der wesentlichen Impulse für das Implementieren von Repositorien gewesen. Inzwischen hätten Repositorien auch noch weitere Aufgaben bekommen, die in Richtung Forschungsinformationssysteme gingen. Wenn es aber um die Thematik Inhalte erstellen gehe, da hätten natürlich einige Universitäten durch Universitätsverlage durchaus auch verlegerische Kompetenz mit aufgebaut. Dennoch war *Pieper* der Meinung, Bibliothekare seien qua ihrer Kernkompetenz keine Verleger. Deswegen brauche es einfach professionelle Menschen, die das Verlagsgeschäft betreiben, damit gute Inhalte entstünden.

## Bibliotheken sind gefordert, OA-Strukturen aufzubauen

Auf der anderen Seite seien Bibliotheken als Informationsinfrastruktureinrichtungen gefordert, für solche Disziplinen, die keine Verleger in Anspruch nehmen wollten, Strukturen bereitzustellen. Hier sei nur an das Thema Open Journal System (OJS) erinnert. Es gäbe viele Universitäten, die solche Plattformen betreiben, um kleinen Communities zu erlauben, Zeitschriften zu produzieren und zu verbreiten. Das wiederum sei disziplinspezifisch zu sehen. Es gebe Fächer, die sehr wohl verlegerische Kompetenz bräuchten. Es gebe aber auch Disziplinen, wo solche kleinen Open-Access-Infrastrukturen, wie sie Bibliotheken bereitstellten, eben ausreichten.

Frage aus dem Publikum: *Die Diskussion heißt ja „Keine Rolle für das Buch oder eine Rolle für das Buch". Mich interessiert: Wie könnte denn so ein Buch der Zukunft aussehen? Wenn so ein Heißsporn ankommt: Was erwarten Sie denn, dass er oder sie von ihnen verlangt, in welcher Form soll die Publikation erscheinen? Ist das eine gedruckte, eine virtuelle oder digitale Publikation, oder eine lebende Publikation? Und was hat das dann noch mit Open Access zu tun?*

*Karin Werner* antwortete: „Was das Buch der Zukunft sein wird, weiß ich nicht, aber dass es Open Access sein wird, das erwarte ich. Ansonsten würde ich vermuten, dass sich neue kollektive Strukturen des Erfassens von Texten herausbilden; anders als die, die wir jetzt kennen; dass wir andere Textgranulate bekommen, dass Texte kürzer werden. Sicherlich wird es die klassische große Monographie weiterhin geben, verstehen Sie mich da bitte nicht falsch, ich bin eine Freundin von großen, langen, gediegenen Monographien. Aber es wundert mich einfach, dass es relativ wenig Kreativität bezüglich der Form gibt – zumindest brandet es nicht bei uns an – möglicherweise sieht man uns auch nicht als Sparringspartner oder Spielpartner für so etwas. Wir haben die Antennen draußen und wir sehen – es wird etwas kommen."

*Philipp Hess* ergänzte: „Auch ich habe kein Buch der Zukunft im Schrank. Heute kann man alles digital abbilden. Digitale Inhalte können interaktiv sein. Heute kann man Darstellungen beispielsweise in der Chemie realisieren, die nie zuvor möglich waren. Man kann völlig neue Wege gehen, um Forschung darzustellen. Das sind die kreativen Möglichkeiten. Wir brauchen kreative Köpfe, die sagen, ich habe ein Thema und möchte das nicht so darstellen, wie ich es die letzten 20 Jahre gesehen habe." *Karin Werner* wies noch abschließend darauf hin, die Digital Humanities würden sicherlich Innovatoren sein. Es werde spannend sein zu sehen, was daraus an neuen Formen resultiere.

b.i.t.online
Bibliothek. Information. Technologie.

SOFA

# DEAL-CH – Ist die Kopie besser als das Original?

*Was Deutschland, Österreich und die Schweiz im Transformationsprozess zu Open Access voneinander lernen können, darüber sprachen beim b.i.t.online-Sofa am Donnerstag, den 11. Oktober 2018* ***Pascalia Boutsiouci****, Consortium Swiss Academic Libraries,* ***Mag. Brigitte Kromp****, Leitung österreichische Zentralbibliothek für Physik & Fachbereichsbibliothek Chemie – Clearingstelle Konsortien der UB Wien,* ***Kelly Shergill****, Geschäftsführerin und stellvertr. Vorstandsvorsitzende, Miteigentümerin Peter Lang International Academic Publishers und* ***Frank Scholze****, Direktor der KIT-Bibliothek Karlsruher Institut für Technologie. Im Verlauf der spannenden Diskussion wurde klar: Einfache Lösungen gibt es keine, aber durchaus Fortschritte. Die Gespräche, die in den letzten Jahren in den verschiedenen Lizenzverhandlungen geführt wurden und noch geführt werden, tragen dazu bei, die Probleme zu erkennen, die die Transformation zu Open Access allen Beteiligten bereitet. Das hat dazu geführt, dass die Fronten heute nicht mehr so verhärtet sind. Moderiert wurde die b.i.t.online-Podiumsdiskussion von* ***Dr. Rafael Ball****, Direktor der ETH-Bibliothek Zürich und Chefredakteur der Zeitschrift b.i.t.online.*

**Donnerstag**

In seiner Anmoderation schilderte *Rafael Ball* kurz die Rahmenbedingungen, die bei DEAL in Deutschland, aber auch in der Schweiz diskutiert werden: „Bei den Verhandlungen über die Lizenzierung von Zeitschriften und wissenschaftlicher Literatur in Deutschland geht es um Read&Publish-Lizenzen. Das heißt, um Lizenzverträge für ganz Deutschland mit dem Ziel einerseits freien Zugang für alle zu dem gesamten Portfolio der Verlage zu erhalten und zum anderen den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Landes die Publikation von Open Access-Artikeln zu ermöglichen." In Deutschland wolle man die Verhandlungen mit den drei großen Wissenschaftsverlagen Elsevier, SpringerNature und Wiley zu Ende führen.

DEAL-CH, die hier beispielhaft zur Diskussion gestellten Schweizer Entscheidungen, basieren auf einer nationalen Open-Access-Strategie. Diese hat das Ziel, bis 2024 alle wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die aus mit öffentlichen Mitteln geförderter Forschung entstehen, Open Access zu stellen. Dabei, so *Ball*, wurde offengelassen, ob die Veröffentlichungen im OA-grünen oder OA-goldenen Weg erfolgen sollen. „Es gibt auch einen nationalen Aktionsplan, der vorsieht, mit SpringerNature, Elsevier und Wiley Verhandlungen zu führen. Auch hier ist das Ziel, Zugang zum kompletten Portfolio dieser Verlage für die Schweizer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu ermöglichen, aber auch die Möglichkeit zu schaffen, alle Artikel, die in der Schweiz publiziert werden, Open Access zu stellen." Wie die Situation in Österreich sei, werde Frau Mag. *Brigitte Kromp* in der Diskussion schildern. *Kromp* leitet die Open Access Verhandlungen für Österreich. Für diese Arbeit hat sie 2016 einen Preis der Universität Wien für Innovation und besondere Leistungen bekommen.

## DEAL in Deutschland – Stillstand oder Fortschritt?

Die erste Frage ging an *Frank Scholze* in seiner Funktion als stellvertretender Leiter der Projektgruppe DEAL in Deutschland. Wie es denn mit DEAL aussehe, wollte der Moderator wissen und erinnerte an die Projekt-Timeline: 2014 Vorbereitungen für die Verhandlungen. 2017 sollte der Vertrag mit Elsevier stehen. Jetzt, Ende 2018, lese man in der Presse, dass Stillstand eingetreten sei. Die letzte Aktion sei ein fast verzweifelter Aufruf einer Handvoll relevanter Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften in Deutschland, mit dem sie die Verhandlungspartner inständig baten, weiter zu verhandeln. Die Unterzeichner dieses offenen Briefes warnen davor, dass junge Wissenschaftler relevante Nachteile haben könnten, wenn auf die Literatur der großen Verlage nicht mehr zugegriffen werden könne. „Was müssen wir für den Wissenschaftsstandort Deutschland befürchten?", fragte *Rafael Ball*.

*Frank Scholze* widersprach der Aussage, die Verhandlungen seien zu einem Stillstand gekommen. In Wirklichkeit passiere viel, was aber derzeit nicht kommuniziert werde. Immerhin müsse man bedenken, dass es bei der Transformation um komplexe Fragestellungen gehe, bei denen sehr oft ganz unterschiedliche Ausgangsvorstellungen vorhanden seien. „Aber so viel kann ich sagen, dass es sehr konstruktive, intensive Verhandlungen sind", versicherte *Scholze*. Mit Elsevier seien die Unterschiede in den Vorstellungen mit Abstand am größten und deswegen die Gespräche am schwierigsten. Den offenen Brief wertete *Scholze* als Aufruf, lesenden und schreibenden Zugriff – Read&Publish – zu realisieren und dabei auch die schwierige wirtschaftliche Situation der Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen zu berücksichtigen. „Genau das ist mit Elsevier sicher einer der Hauptknackpunkte, da liegen die finanziellen Forderungen nach wie vor sehr weit auseinander", schloss *Scholze* seine Antwort ab.

## Erfolgreiche Verträge dank übersichtlicher Strukturen in Österreich

An *Brigitte Kromp* richtete der Moderator die Frage, ob auch eine Gefahr für den Wissenschaftsstandort Österreich bestehe oder ob die österreichischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die deutschen überholen werden, weil sie jetzt publizieren können. *Brigitte Kromp* kommentierte zunächst den zweiten Teil der Frage: „Die große Gefahr für den Wissenschaftsstandort Deutschland hat sich mir noch nicht erschlossen." Aber auch für Österreich bestehe keine Gefahr. „Wir haben Read&Publish-Verträge mit vielen großen Verlagshäusern. Wir konnten, soviel ich weiß, den ersten großen Read&Publish-Vertrag weltweit im Bereich Physik abschließen. Mit Springer, Wiley, Emerald, Taylor&Francis und Sage bestehen Read&Publish- oder Offsetting-Verträge." Die Situation in Österreich sei dank übersichtlicher Strukturen wesentlich weniger komplex gewesen. In Österreich gebe es ein Bibliothekenkonsortium, das Verträge verhandle. Bereits vor mehreren Jahren habe man in den Konsortialvertrag aufgenommen, dass alle neu-

***Mag. Brigitte Kromp: „DEAL ist vermutlich ein Gamechanger, der weltweit wahrgenommen wird."***

en Verträge mit einer Open Access-Komponente zumindest verhandelt werden müssten. „Ob das dann gelingt, hängt von den Angeboten der Verlage ab.“ In Österreich gebe es einen wichtigen Forschungsförderer, der schon immer Read gefördert habe. Dadurch gebe es nur diese zwei Player, den Forschungsförderer und das Konsortium, und die hätten gut zusammengearbeitet. „So ist es uns letztendlich gelungen, diese Verträge nach guten Gesprächen abzuschließen“ erklärte *Kromp*. DEAL, davon zeigte sie sich überzeugt, sei tatsächlich eine oder mehrere Nummern größer und vermutlich ein Gamechanger, der weltweit wahrgenommen werde. Nicht ohne Ironie fügte sie hinzu: „Die Versorgung in Österreich ist damit gewährleistet,

***Pascalia Boutsiouci: „Die Schweiz lässt sich mehr Zeit mit der Transformation. Die Open-Access-Strategie besagt, dass alle Wege parallel existieren sollen.“***

und da wir ja auch subito-Lieferbibliothek sind, bedienen wir auch gerne Deutschland.“ *Frank Scholze* konnte sich den Einwurf nicht verkneifen: „Vielen Dank für das Angebot, subito zu liefern. Aber das ist derzeit kaum nötig. Soviel auch zum Untergang der Wissenschaft in Deutschland. Die Wissenschaft funktioniert, und die Zahlen, die derzeit an Dokumentenlieferung erbracht werden, sind wirklich gering. Das muss man einfach auch einmal festhalten.“

Das wiederum wollte der Moderator nicht unkommentiert stehen lassen: „Wie soll man mit dem, ich will einmal sagen, divers klingenden Hinweis umgehen, dass Literatur, die jahrzehntelang von Bibliotheken gekauft worden ist, plötzlich nicht mehr gebraucht werden soll? Die Bibliotheken müssen wirklich intensiv nachdenken, was sie 10, 20, 30, 40 Jahre falsch gemacht haben, Literatur zu abonnieren, die offensichtlich nicht gebraucht wird.“ Dann wandte sich *Ball* an *Pascalia Boutsiouci*, die das Konsortium der Schweizer Hochschulbibliotheken leitet, welches für die Lizenzierung von wissenschaftlicher Literatur der allermeisten Schweizer Hochschulen zuständig ist. Sie gehört auch dem Verhandlungsteam DEAL-CH an. „Österreich ist ein kleines Land, die Schweiz ist ein kleines Land. Ist das ein Erfolgsmodell?“ fragte der Moderator. Ob sich die Schweiz vielleicht mehr am österreichischen Modell orientieren sollte, statt zu überlegen, wie in der Schweiz DEAL komme?

## Der Schweizer Weg: Mehr Zeit für die Transformation

„Wir haben eine enge Kooperation mit Österreich“, antwortete *Pascalia Boutsiouci,* „aber wir haben bisher keine derartigen Offsetting- oder Read&Publish-Verträge mit Großverlagen abgeschlossen.“ Das liege u.a. auch daran, dass die Open Access-Strategie in der Schweiz später in Kraft getreten sei als zum Beispiel in Deutschland.

Außerdem habe man eine andere Verhandlungsstruktur. In Österreich habe man bereits vor vier oder fünf Jahren mit IOP den ersten Offsetting-Vertrag abgeschlossen. *Boutsiouci* vermutete als möglichen Grund die engere Zusammenarbeit der Forschungseinrichtungen in Österreich.

Wie denn der Stand der Verhandlungen in der Schweiz aussehe, wollte der Moderator wissen: „Gibt es da Neuigkeiten, die man hier verbreiten darf?“

Die Schweiz lasse sich mehr Zeit mit der Transformation, sagte *Pascalia Boutsiouci.* Sie erklärte, die Open Access-Strategie der Schweiz besagt, dass bis zum Jahr 2024 alle öffentlich finanzierten Publikationen auch öffentlich zugänglich sein sollen. Die anderen Länder seien ihres Wissens auf 2020 ausgerichtet. Laut der Open Access-Strategie der Schweiz sollten auch alle Wege parallel existieren. Man möchte sich nicht auf einen Weg fixieren. Es sei öffentlich publiziert auf der Seite der Rektorenkonferenz der Schweiz, Swiss Universities, dass man auch mit den großen Verlagen verhandeln werde und dass man mit dem Verlag Springer anfange. Springer habe mehr Erfahrung im Bereich Read&Publish-Verträge und solche Verträge in anderen Konsortien und anderen Ländern auch schon angeboten. Deshalb hätten in diesem Jahr die Verhandlungen mit Springer begonnen. „Leider konnten von Springers Seite die Verhandlungen in der Form nicht geführt werden, weil sie die Workflows und die Geschäftsprozesse noch nicht etabliert haben und zusätzlich damit konfrontiert sind, dass andere Konsortien mit ihnen verhandeln“, bedauerte *Boutsiouci*. „Wir haben dann beschlossen, zunächst einen Verlängerungsvertrag bis 2019 auszuhandeln, der leider noch nicht realisiert ist“, berichtete sie. Wenn dieser Verlängerungsvertrag abgeschlossen sei, würden die Verhandlungen um einen Read&Publish-Vertrag mit Springer beginnen. Der Open Access-Plan sehe vor, im nächsten Jahr zusätzlich mit Wiley und Elsevier zu verhandeln. *Rafael Ball* erkundigte sich bei der Vertreterin der Verlagsseite, *Kelly Shergill*, ob bei Peter Lang Open Access ein Thema sei. *Shergill* verfügt über 25 Jahre Verlagserfahrung.

## Für Verlage gestaltet sich die Open Access-Transformation kompliziert

„Open Access wird bei uns großgeschrieben“, erwiderte die Verlegerin. Jeder Verlag müsse die grundsätzliche Entscheidung treffen, ob er Open Access unterstützen wolle oder nicht. Sie erklärte, dass die für

Open Access erforderliche Umstrukturierung komplizierter sei als angenommen. Plan S habe mit seinen Zeitvorgaben zusätzlichen Druck auf die Verlage geschaffen. *Kelly Shergill* wies zudem noch auf ein aus ihrer Sicht großes Manko der derzeitigen Verhandlungsstruktur hin: „Sie kommunizieren mit fünf Verlagen, dabei gibt es so viele kleine Verlage, die wissenschaftlich publizieren. Die haben gar keine Chance." Sie frage sich, warum es keinen Plan gebe, an dem alle Verlage teilnehmen dürften. Bei Peter Lang habe man sich sehr viel Arbeit gemacht, Open Access anzugehen: „Wir sind ein internationaler Verlag, in der Schweiz zu Hause, wir haben das Schweizer Open Access Projekt unterstützt. Wir haben versucht, so viel wie möglich umzusetzen. Aber es ist viel Arbeit", erklärte die Verlegerin. Peter Lang publiziere weltweit, nicht nur in der Schweiz, in Deutschland und Österreich, sondern auch in Frankreich, den USA und China. In all diesen Ländern müssten deren Formate bedient werden. Gleichzeitig werde vom Verlag erwartet, dass er noch zusätzliche Modelle habe. „Das geht, aber es ist schwer. Es braucht sehr viel Kraft", so *Shergill*. Als Verlag sehe sie aber auch, dass es für Akademiker nicht leicht sei, Open Access zu publizieren. Diese würden immer sagen: „Open Access? Keine Ahnung. Was heißt das? Wie müssen wir das machen?" *Shergills* Resümee: „Es ist noch ein ganz, ganz langer Weg."

*Rafael Ball:* „Sie sagen hier ganz klar und direkt, wir als Verlage, wir sind eigentlich die Verlierer, wenn wir nicht zu den großen Monopolisten gehören. Können Sie uns das noch mal erläutern?"

## Verhandlungen nicht nur mit den großen Verlagen führen

*Kelly Shergill* korrigierte Balls Überspitzung: „Wir sind nicht die Verlierer. Aber Akademiker publizieren in einer Vielzahl von Verlagen und diese werden einfach übergangen." Warum müsse man eigentlich überhaupt einen DEAL hinbekommen, fragte die Verlegerin. Wäre es für die Realisierung von Open Access nicht besser, ein Framework zu etablieren, das jeder Verlag bedienen müsse? Dann könnten alle, wenn sie Open Access wollten, sich umstellen. „Aber", wandte *Shergill* ein, „sie müssen damit rechnen, dass es Verlage gibt, die nicht mitmachen, vielleicht weil das Wertschöpfungsmodell, das sie aufgebaut haben, ein anderes ist. Es ist leider so bei den großen Verlagen. Sie haben Verkaufsstrukturen, die mit Open Access nicht kompatibel sind." *Brigitte Kromp* äußerte sich direkt dazu: „Ich bin hundertprozentig bei Ihnen. Wir dürfen uns nicht nur auf die großen Verlage konzentrieren. Wir haben bei Elsevier angefragt und kein Angebot bekommen. Daraufhin haben wir gesagt o.k., wenn Elsevier unser Geld nicht will, dann müssen sie es auch nicht nehmen. Seit zwei Jahren arbeiten wir parallel mit kleinen Verlagen. Wir haben beispielsweise mit einem kleinen englischen Verlag, der International Water Association, für neun Zeitschriften einen Open Access Deal gemacht. Wir versuchen auch über das Konsortium alternative Open Access Strukturen zu fördern." Von den 8000 Publikationen der Universität Wien im Jahr seien 3500 im Web of Science, „das heißt, im Prinzip gibt es einen sehr langen Long Tail an Publikationen."

*Rafael Ball* wandte sich an *Frank Scholze.* Offensichtlich sehe man in Österreich die Verhandlungen mit den großen Monopolisten etwas entspannter. Wenn es mit Elsevier nicht klappe, dann wende man sich an einen anderen Verlag und behandele den gut, fasste er das Gehörte zusammen und schob gleich mehrere kritische Fragen hinterher: „Warum muss man in Deutschland so schwarz-weiß denken, warum DEAL ganz oder gar nicht? Warum fährt man das ganze an die Wand, dass die Wissenschaft krächzt und die großen Editoren der Zeitschriften schon offene Briefe schreiben müssen. Was ist der Treiber für diese Hartnäckigkeit? Ist es die typische Ideologiekritik?", mutmaßte der Moderator.

## Unterschiedliche Marktsegmente erfordern unterschiedliche OA-Modelle

Das wollte *Frank Scholze* so nicht unterschreiben und er bekam auch Rückendeckung von *Brigitte Kromp*. Es werde nichts an die Wand gefahren. „Wir brauchen einfach unterschiedliche Mechanismen und unterschiedliche Vorgehensweisen für die verschiedenen Marktsegmente. Es gibt eben ein Segment, in dem sich Elsevier, Wiley und Springer aufhalten und wo andere Rahmenbedingungen gelten als im Long Tail der Verlage."

***Frank Scholze: „Wir brauchen unterschiedliche Vorgehensweisen für die verschiedenen Marktsegmente. Es gibt ein Segment, in dem sich Elsevier, Wiley und Springer aufhalten und wo andere Rahmenbedingungen gelten als im Long Tail der Verlage."***

Da brauche es, genauso wie in Österreich, andere Initiativen, Und die gebe es bereits. Es passiere derzeit sehr viel, um Open Access für kleine und mittelständische Unternehmen zu realisieren. Einzelheiten wollte *Scholze* aber nicht nennen, obwohl ein paar Initiativen auf der Buchmesse schon verbreitet worden seien. Für den Direktor der KIT-Bibliothek ist es eine wichtige Botschaft, dass es keinen generellen Ansatz geben kann mit einem Modell für Elsevier, Wiley, Springer auf der einen Seite und für einen Verlag, der vielleicht zwei Monographien im Jahr publiziert, auf der anderen Seite. Natür-

lich seien die Dinge aus wirtschaftlicher Sicht kompliziert. Für *Scholze* ist es letztendlich eine gravierende Verzerrung des Wissenschaftssystems, „wenn 36 bis 40 Prozent Umsatzrendite auf einer Seite erzielt werden, während KMU-Verlage 1,6 Prozent Umsatzrendite erwirtschaften". DEAL sei auch angetreten, daran etwas zu ändern, erinnerte er. Deswegen die Hartnäckigkeit. Aber natürlich sei das Ziel, über alle Verlage hinweg Open Access für die Wissenschaft zu erreichen. Zum Schluss wies *Scholze* noch auf eine neue Erkenntnis hin, die DEAL zuzuschreiben sei, und die es den österreichischen und Schweizer Kollegen ermögliche, entspannter und auf Augenhöhe mit

***Kelly Shergill: „Wir publizieren weltweit und müssen in allen Ländern deren Formate bedienen. Gleichzeitig wird von uns erwartet, dass wir noch zusätzliche Modelle haben. Das geht, aber es ist schwer und braucht sehr viel Kraft."***

dem Großverlagssegment zu verhandeln: „DEAL hat zum ersten Mal international gezeigt, dass man keine Angst mehr davor haben muss, auch mal in eine Unterbrechung der Verträge zu gehen."

„Wir wissen natürlich noch nicht, welche Konsequenzen die Unterbrechung der Verträge für den Wissenschaftsstandort Deutschland haben wird. Das werden die Rankings in den nächsten zehn Jahren zeigen", merkte der Moderator an.

Für die weitere Diskussion analysierte *Ball* aus dem bisherigen Gespräch drei große Felder. Das erste hätte *Kelly Shergill* aufgeworfen, nämlich, dass Open Access global betrachtet werden müsse. Es helfe nicht, wenn einige Länder jetzt vorpreschten, während andere Länder ihre klassischen Lizenzverfahren erhalten wollten. Deshalb hätten Verlage, die international agieren, das Problem, dass es keinen Gleichklang gebe, was zu einer Erosion innerhalb der Verlage führe. Den zweiten Aspekt hätte *Brigitte Kromp* eingebracht, als sie anmerkte, es gebe nur einige wenige Verlage, die solche Verhandlungen, wie sie in DEAL gemacht werden, abschließen könnten. Auf der Buchmesse seien fast tausend andere Verlage, die gar kein Open Access Problem hätten. Der dritte Aspekt stammte wieder von *Kelly Shergill*, die berichtet hatte, es gebe nicht wenige Wissenschaftler, die sagten: „Was soll ich mit Open Access? Ich will mein Buch, meinen Zeitschriftenartikel publizieren. Ich will gar kein Open Access." *Ball* fragte dazu in die Runde: „Woher weiß DEAL denn so genau, was die Wissenschaftler wollen?"

## DEAL ist nicht die Antwort auf alles

*Frank Scholze* stellte in seiner Antwort klar: „DEAL ist ein ganz spezifisches Projekt, das ein ganz spezifisches Segment des Marktes adressiert. DEAL hat derzeit keine Modelle für Open Access Monographien oder für geisteswissenschaftliche Verlage. Darum kümmert sich das Schwesterprojekt OA 2020 mit dem nationalen Open Access Kontaktpunkt." Da würden letztendlich mit sehr vielen Playern zusammen Modelle für Open Access Monographien in den Geistes- und Sozialwissenschaften, aber auch in den Naturwissenschaften erarbeitet. DEAL sei nicht die Antwort auf alles, vielmehr ein sehr spezifisches Instrument, um eben in einem bestimmten Segment wieder zu einer größeren Bewegung zu kommen. Das habe, so *Scholze*, den Effekt, dass auch in anderen Segmenten wieder mehr passiere.

## Voneinander lernen

Die nächste Frage richtete *Rafael Ball* an *Pascalia Boutsiouci*: „Was lernt die Verhandlungsdelegation in der Schweiz aus den verschiedenen Erfahrungen, die man in Österreich und Deutschland gemacht hat und wie geht sie damit um?"

*Pascalia Boutsiouci* betonte, dass man in der Schweiz ein eigenes Vorgehen habe, aber sehr wohl schaue, welche Erfahrungen in Österreich und Deutschland hilfreich für die eigene Verhandlungsführung seien. In Bezug auf Deutschland warte man sehnsüchtig auf ein Ergebnis bei DEAL, das dann natürlich auch Beispielcharakter für die Schweiz habe. In Österreich habe man gesehen, dass man Verträge in der Form von Read&Publish abschließen kann. Das sei auch für die Schweizer Verhandlungen ein nachahmenswerter Weg. In Bezug auf die kleinen und kleineren Verlage sei auch in der Schweiz die Idee eines Publikationsfonds aufgekommen, um kleinere Verlage und Infrastrukturen im Bereich Open Access zu unterstützen. „Wir haben zum Beispiel bei dem Förderprogramm P-5 Wissenschaftliche Information: Zugang, Verarbeitung und Speicherung[1] einen Antrag eingereicht, die Teilnahme aller Schweizer Hochschulen an SCOSS[2] (Global Sustainability Coalition for Open Science Services) zu finanzieren", berichtete *Boutsiouci.*

## Auf Verlagsseite fehlen geeignete Geschäftsprozesse

Die Verhandlungen hätten aber auch gezeigt, so die Vertreterin des Konsortiums der Schweizer Hochschulbibliotheken, dass auf Verlagsseite einfach die Geschäftsprozesse noch nicht vorhanden seien. Das scheine auch in den anderen Ländern noch nicht richtig etabliert zu sein. In den Bereichen Publikationserfassung, Berechnung usw. werde noch häufig manuell gearbeitet. Das benötige viel mehr Zeit als angenommen und behindere teilweise auch die Verhandlungen.

*Rafael Ball* nahm das letzte Statement auf, welches noch einmal vor

1 https://www.swissuniversities.ch/de/organisation/projekte-und-programme/p-5/

2 http://scoss.org/

Augen führe, wie kompliziert die Transition des Publikationssystems sei. Vielleicht sollte man nicht mit einer Revolution vorgehen, sondern vielleicht besser mit einer Evolution, schlug er vor. Die Frage sei, wie alle beteiligten Stakeholder in diesem System der Transformation hin zum Open Access, zum freien Zugang zur Information, eigentlich mitgenommen werden könnten. „Wie können auch die kleineren und mittleren Verlage bei dem verständlichen Wunsch der Wissenschaft, dass ihre Ergebnisse möglichst weit und barrierefrei verbreitet werden, mitkommen?"

Das sei eine schwierige Frage, antwortete *Kelly Shergill*. Gerade die kleinen Verlage wüssten gar nicht, wo sie anfangen sollen. Ein kleiner Verlag hat im Schnitt fünf bis zehn Mitarbeiter und viele Publikationen im Jahr. Außerdem bedienten sie oft ein Nischengebiet. Die Publikation müsse, wenn sie nicht verkauft werden kann, in irgendeiner Art finanziert werden. „Deswegen muss es Gold Open Access oder ein unterstützendes Modell sein", erklärte *Shergill*. „Es muss aber auch ein Modell sein, das alle verstehen. Wir haben bei Peter Lang in diesem Jahr zwei, drei solche Modelle ausgearbeitet. Aber es braucht wahnsinnig viel Zeit, mit Bibliotheken zu verhandeln, damit es passt. Wir haben einfach keine Ressourcen. Wir haben uns auf die Fahnen geschrieben, Open Access zu unterstützen. Aber es verursacht Schmerz."

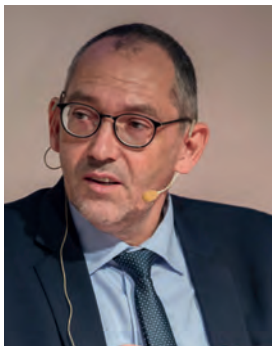
## Plan S: radikale Verschärfung oder Wegbereiter an der OA-Front?

„Wir haben jetzt mehrere Schmerzen feststellen können", nahm *Rafael Ball* den Faden von *Shergill* auf. Auf der einen Seite seien kleine Verlage gar nicht in der Lage, die Transformation des Publikationswesens im vollen Umfang zu leisten. Auf der anderen Seite sei angeklungen, dass große Verlage mit ihren internen Prozessen nicht unbedingt in der Lage seien, den Transformationsprozess managementtechnisch abzubilden, fasste er zusammen. Das sei vielleicht auch ein Grund, warum DEAL nicht so schnell vorankomme. Vielleicht könnten große Verlage wegen ihrer internationalen Verflechtungen nicht so gut auf regionalen Märkten agieren und dort große Veränderungen in Business Modellen umsetzen, während in 95 Prozent der restlichen Märkte andere Modelle gelten würden. „Jetzt wird das ganze auch noch durch den Plan S aus Brüssel und die Initiative cOAlition S[3] getoppt", befand der Moderator. Er berichtete: „Es gibt elf mehr oder weniger kleine Nationen bzw. Forschungsförderungseinrichtungen, die die Einführung von Open Access bei öffentlich finanzierter Forschung bis 2020 fordern." Die Kommission in Brüssel sei kurz davor, Plan S zu ratifizieren. Das bedeute eine radikale Verschärfung der Open Access-Anforderungen, denn der grüne Weg, also die Veröffentlichung auf Publikationsservern, sei dann nicht mehr zugelassen. *Rafael Ball* gab der Befürchtung Ausdruck, dass wegen des knappen Zeitplans ein Großteil der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ein großes Loch zu fallen drohe, weil es für sie gar keine Möglichkeiten gebe, ausreichend Gold Open Access Journale zu finden, um ihre Publikationen zu realisieren.

*Frank Scholze* meldete in zwei Punkten Widerspruch an: Der Plan S schließe den grünen Weg nicht aus, obwohl er einen stärkeren Fokus auf den goldenen Weg lege. Aber es sei weiterhin möglich, in entsprechenden Publikationsplattformen zu veröffentlichen. Plan S fordere zum Beispiel auch einen Grundpreis für Artikelgebühren, über den hinaus nicht gezahlt werde. Das sei, so *Scholze*, eine weitreichende, aber notwendige Forderung, damit entsprechende Prozesse und Entwicklungen stattfinden könnten. „Plan S hat ein zusätzliches Momentum in der Diskussion erzeugt und insofern sehe ich DEAL und andere Initiativen als miteinander verbundene Einzelinitiativen, die ein gemeinsames Ziel verfolgen, nämlich Open Access für die Wissenschaft zu realisieren", führte der Direktor der KIT-Bibliothek aus. Er griff die Frage auf, woher man bei DEAL denn wisse, was die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wollen: „Es ist letztendlich die Wissenschaft, die diesen Prozess ins Benehmen gesetzt hat. Das ist nicht ein Projekt von Bibliothekaren, sondern ein Projekt der Allianz der Wissenschaftsorganisationen, d. h., es gibt Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die dahinterstehen." Zu DEAL hätte man auch kritische Stimmen gehört, aber das seien Einzelstimmen. Die Mehrzahl der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wolle Open Access und begrüße auch Plan S.

Dazu *Rafael Ball:* „Ich habe in einem meiner letzten Editorials für b.i.t.online geschrieben, Plan S könnte eigentlich eine geniale Erfindung von Elsevier sein. Elsevier reibt sich jetzt die Hände und sagt, klasse, wir produzieren jetzt noch mehr Gold Open Access Journale, damit die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei uns publizieren müssen. Der grüne Weg wird etwas weniger wichtig genommen Jetzt können wir noch mehr an den APCs verdienen."

*Frank Scholze* konterte: „Wenn sie das für 1500 € pro Artikel machen, dann bin ich sofort dabei."



*Rafael Ball: „Die Diskussion hat Schmerzen an vielen Fronten festgestellt: Die kleinen Verlage sind gar nicht in der Lage, die Transformation im vollen Umfang zu leisten. Die großen Verlage können mit ihren internen Prozessen den Transformationsprozess managementtechnisch nicht unbedingt abbilden."*

## Österreich ist größtenteils Plan S compliant

„Frau *Kromp* gehen in Österreich nicht die Warnlichter an, wenn Plan S mit aller Macht 2020 kommen soll? Ängstigt Sie Plan S?", fragte *Rafael Ball*.

„Nein, wir begrüßen Plan S. Unser Forschungsförderer hat Plan S ja auch unterschrieben. Wir finden ihn eigentlich nicht so bedrohlich", so *Brigitte Kromp*. Der österreichische Wissenschaftsfond FWF verfolge bereits die Regeln, die im Plan S vorgegeben sind. Der FWF fordere verpflichtendes Open Access Publizieren. Er verlange in dem Open-Access-Deal hyb-

3 https://www.scienceeurope.org/coalition-s/

rid, aber auch nur bei den Verlagen, die ein Abkommen mit dem Konsortium haben. Der FWF lasse auch den grünen Weg zu. „Es ist bei uns jetzt schon so: wer sich nicht daran hält, bekommt kein Projekt gefördert. Bis jetzt gab es damit keine Schwierigkeiten“, berichtete *Kromp*. Außerdem sei Plan S noch nicht wirklich ausdiskutiert, es bestünden noch Fragen wie: Welche Sanktionen wird es geben? Wie hoch wird der Cap sein? Es gebe die Präambel, die Transformation Fees weiter zulasse. „In Österreich sind wir bereits zu einem Großteil Plan S compliant“, fügte sie hinzu. Ihrer Meinung nach ist Plan S ein wichtiger Schritt, auch von politischer Seite zu dokumentieren, dass Open Access ernst gemeint ist. Ohne Bereitschaft zur Zusammenarbeit könne die Transformation nicht gelingen und würde den Wissenschaftsstandort Welt gefährden. „Transformation ist nicht leicht. Wir probieren im Moment mehrere Wege, aber das Wichtigste ist, dass man miteinander spricht“, betonte *Kromp*. Sie hoffe, dass Plan S tatsächlich den Anschub für Verlage bedeute, auf Bibliotheken und Universitäten zuzugehen und mit ihnen die Diskussion aufzunehmen. Abschließend verriet sie, dass sie am Vortag ein Gespräch mit Elsevier gehabt hätte, welches sie als überaus positiv empfunden habe.

## Miteinander sprechen

*Rafael Ball* begrüßte die positiven Nachrichten und schlug vor, dass DEAL vielleicht auch einmal mit Elsevier sprechen sollte. Dann gebe es vielleicht einen kleinen Fortschritt. „Es gibt schon Gespräche“, warf *Frank Scholze* ein. „Inoffizielle vielleicht“, entgegnete der Moderator. Der letzte veröffentlichte Stand sei vom Juni dieses Jahres. Da habe die Hochschulrektorenkonferenz laut offizieller Pressemitteilung das DEAL-Gespräch abgebrochen. Wenn die Gespräche tatsächlich weitergingen, sei das gut für den Wissenschaftsstandort Deutschland.

Dann ging *Rafael Ball* noch einmal auf zwei Aspekte ein, die *Brigitte Kromp* genannt hatte: „Sie haben gesagt, wir müssen miteinander reden, wir müssen auch international reden, damit wir den Wissenschaftsstandort der Welt nicht gefährden. Nun kann man sagen, jetzt redet Österreich, das ist jetzt vielleicht auch nicht der Nabel der Welt. Jetzt redet die Schweiz, das ist auch nicht das größte Land der Welt, über die Transition des Publikationswesens. Jetzt redet auch Deutschland über die Transformation des Publikationswesens mit einem relevanten, aber nicht dem allerwichtigsten Anteil am wissenschaftlichen Output in der Welt. 95 Prozent wagen diesen Transformationsschritt nicht oder nur teilweise. Ich möchte noch einmal zur Schweiz fragen: Welche Konsequenzen hat der Plan S für die Schweiz und für die Verhandlungen mit den großen Verlagen?“

## Plan S nicht mit Schweizer OA-Strategie vereinbar

Aus der Sicht von *Pascalia Boutsiouci* ist Plan S nicht mit der nationalen Open Access-Strategie der Schweiz vereinbar, da diese mehrere Wege parallel fördert und unterstützt. Plan S sei sehr stark auf Gold Transitionsverträge fixiert. Für Plan S müsste erst einmal die Strategie in der Schweiz umgeschrieben werden. Andererseits habe der Schweizerische Nationalfonds angedeutet, Plan S zu unterschreiben. „Bei unseren Verhandlungen halten wir uns in erster Linie an die Strategie, die von Swiss Universities kommt“, erklärte *Boutsiouci* und fügte hinzu: „Wir würden ungern in nur eine Richtung hineingedrängt werden“.

*Rafael Ball* fragte nach: „Was lernen Sie daraus?“

*Pascalia Boutsiouci*: „Ich finde unsere Strategie gut und etwas offener. Wie das amerikanische MIT in seinem kürzlich veröffentlichten White Paper zu Open Access[4] geschrieben hat, scheint es auch eine Frage der Zeit zu sein, in welche Richtung Open Access geht. Ob in Richtung Plan S oder in Richtung von anderen Plänen, die möglicherweise noch kommen, wird sich zeigen. Aber wir bleiben jetzt erst einmal bei unserer Linie.“

„Frau *Shergill*, entspannt Sie das? Oder sind sie als international tätiger Verlag vielleicht doch etwas verängstigt“ wollte *Rafael Ball* wissen.

## Verlage brauchen klare Richtlinien

„Ängstlich würde ich nicht sagen“, meinte *Kelly Shergill*. Sie habe eine ähnliche Meinung, wie ihre Vorrednerin. In der Schweiz sei man Open Access zwar spät, aber sehr strukturiert angegangen. Es gebe ganz klare Richtlinien, was es für Verlage einfach mache. Als international agierender Verlag habe man es auch mit den österreichischen und deutschen Strukturen zu tun. „In Deutschland ist es viel schwieriger für uns“, erklärte die Verlegerin. Es gebe so viele Partner und viele verschiedene Meinungen. Parallel dazu sehe sie aber auch Widerstand zwischen Akademikern und Universitäten, die Open Access Publizieren vorschreiben würden. Manche Akademiker sagten nein, das seien ihre Inhalte. Das mache es für Verlage wirklich schwierig. „Wir haben über ein Jahr lang versucht, für Open Access auf einen Preis zu kommen. Dies für alle Länder vom Preisniveau, vom Service her zusammenzustellen, kriegen wir nicht hin“ bedauerte *Shergill*. Jedes Land sei anders, es gebe die verschiedensten Modelle, die Verlage alle bedienen müssten, während sie gleichzeitig aber auch noch den traditionellen Weg gehen müssten, d. h. verkaufen. „Entspannt bin ich, weil ich glaube, dass zunächst Wunschvorstellungen niedergeschrieben wurden und ich hoffe sehnsüchtig, dass irgendwann klare Linien kommen. Das würde es den Verlagen einfacher machen“, erklärte *Shergill*.

„Wie viel Prozent Ihrer Autoren kommen aus Ländern, bei denen Open Access keine Rolle spielt,“ fragte der

4 http://news.mit.edu/2018/mit-open-access-task-force-releases-white-paper-0907

Moderator nach. „Um die 50 Prozent“, antwortete *Shergill*.

## Open Access – ein europäisches oder weltweites Phänomen?

„Das ist eine Zahl, die muss man sich auf der Zunge zergehen lassen“, kommentierte *Rafael Ball*. „Wie sieht denn aus der österreichischen Perspektive der Weltmarkt für wissenschaftliche Literatur aus? Ist Open Access ein europäisches Phänomen? Gibt es andere relevante Wissenschaftsnationen, bei denen Open Access nicht so ganz auf der obersten Tagesordnung steht?“

„Ich bin froh, dass Sie diese Frage stellen“, gab *Brigitte Kromp* zur Antwort. „Es gibt zwei Sachen, die mir noch wichtig sind. Erstens: Open Access ist kein Phänomen, das nur wenige Länder betrifft. Ich bin Mitglied der Fifteen Negotiators Group der European University Association; die nicht auf die EU begrenzt ist, sondern alle europäischen Länder umfasst. Bei unseren Gesprächen sind alle Länder an Open Access interessiert. Sie sind unterschiedlich weit und es gibt unterschiedliche Strategien.“ *Kromp* findet es gut, dass viel über DEAL gesprochen wird. Im Moment stelle sie eine Tendenz fest, DEAL schlecht zu reden. In DEAL seien so intelligente Politik gemacht und so gute Überlegungen angestellt worden, dass man die USA dazu gebracht habe, über Open Access oder Gold Open Access nachzudenken. Selbst wenn DEAL keinen Vertrag aushandele, wäre DEAL ganz wichtig für das, was mit Open Access passiert. Wenn die Workflows der Verlage einfach wären und wenn klar und verständlich kommuniziert werde, hätten wir mit Sicherheit um die 90 Prozent Open Access Publikationen. Das bedeute, die Wissenschaft will, wenn es einfach ist, Open Access-Publikationen.

Dem schloss sich *Frank Scholze* an. Für das Argument, international werde Open Access nicht gewollt, gebe es keine wirklichen Untersuchungen. Er bezweifele auch, dass die Hälfte der Länder kein Open Access wollte. Eher sei aus politischen und wirtschaftlichen Gründen die Lage in den verschiedenen Ländern sehr komplex, weswegen Projekte wie DEAL auch nicht in jedem Land entstehen könnten. Das Paradebeispiel liefere ja gerade die USA. Aber wenn man in die USA oder auch nach Kanada schaue, gebe es einen ganz starken Zug, den grünen Weg zu gehen. In Kalifornien gebe es einen deutlichen Trend, ähnliche Dinge zu tun wie DEAL. In Südamerika gebe es Open Access-Modelle, die hervorragend für den lateinamerikanischen Bereich, für die spanisch-, portugiesisch-sprachige Welt funktionierten. Diese Modelle würden selten in den europäisch dominierten Diskussionen berücksichtigt. *Scholze* zeigte sich überzeugt, dass Open Access wirklich von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern auf der ganzen Welt gewollt werde.

*Rafael Ball* gab in einer kurzen Anmerkung zu bedenken: „Wenn man nach München schaut, da gibt es eine nicht ganz unrelevante Universität, die sich von DEAL verabschiedet hat. Die LMU, eine der großen deutschen Universitäten, hat sich von DEAL abgewandt und geht ihren eigenen Weg. Da scheint selbst in Deutschland die Front zu bröckeln.“ Man sollte bedenken, dass nicht jede Universität bei DEAL dabei ist.

*Kelly Shergill* ergänzte: „Wir sind als Verlag international unterwegs. Ich war dieses Jahr in China und habe an einigen Universitäten in Think Tanks über Open Access gesprochen. Dort hat man tatsächlich gar keine Ahnung. D. h. die Realität, die ich sehe, ist eine ganz andere. Ich habe auch in Amerika mit University Associations über Open Access gesprochen, die haben ganz intensiv zugehört. Aber auch sie hatten keine Ahnung. Open Access ist in Europa und in England ein Thema. Aber sonst ist man noch nicht so weit.“

*Rafael Ball:* Das ist eine spannende Frage für das Schluss-Statement. Frau *Kromp* wie sieht Open Access in zehn Jahren aus?

*Brigitte Kromp:* „Open Access wird es geben. Ich glaube nicht, dass wir in zehn Jahren schon die vollständige Transformation geschafft haben.“

*Kelly Shergill:* „Ich will nur hoffen, dass es doch in diesen zehn Jahren geschafft ist.“

*Pascalia Boutsiouci:* „Ich gehe davon aus, dass es vielseitig sein wird. Ein großer Teil wird Open Access sein, aber nicht alles.“

*Frank Scholze:* „Ich hoffe, dass es in zehn Jahren vollständig Open Access geben wird, aber es wird wahrscheinlich eine Vielzahl von Modellen geben und das ist auch gut so, weil die Wissenschaft unterschiedlich ist.“

b.i.t.online
Bibliothek. Information. Technologie.

SOFA

Freitag

# Was tun gegen Fake Konferenzen und Raubverlage?

**Diskussion um wissenschaftliche Publikationen und akademische Integrität**
**In Zusammenarbeit mit der DGI – Deutsche Gesellschaft für Information und Wissen e.V.**

*Das b.i.t.sofa am 12. Oktober 2018 war einem Thema gewidmet, das heftig und kontrovers diskutiert wird, seit im Sommer 2018 Redakteure von NDR und WDR und dem Magazin der Süddeutschen Zeitung ihre Recherche publik gemacht haben. Dieser zufolge haben 5.000 deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Publikationen bei Verlagen veröffentlicht, die nicht so ganz seriös zu sein scheinen. Als Vertreter der Wissenschaft saßen auf diesem Podium* ***Univ.-Prof. Dr. Claudius Gros****, Professor für Theoretische Physik und Mitglied der Kommission zum Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten an der Goethe-Universität Frankfurt und* ***Univ.-Prof. Dr. Uwe Schmidt****, Leiter Zentrum für Qualitätssicherung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und Leiter der Geschäftsstelle des Hochschulevaluierungsverbunds. Die Verlagsseite repräsentierten* ***Dr. Xenia van Edig****, Business Development, Copernicus Gesellschaft mbH Göttingen und* ***Dr. Hannfried von Hindenburg****, Senior Vice President Global Communications Elsevier. Für die Bibliotheken sprach* ***Nicole Walger****, Stellvertretende Direktorin der UB Siegen und Sprecherin der DGI-Fachgruppe „Akademische Integrität". Die Moderation hatte* ***Dr. Rafael Ball****, Direktor ETH-Bibliothek in Zürich und Chefredakteur dieser Zeitschrift.*

In seiner Einführung informierte der Moderator, die Studie und Recherche von WDR, NDR und Süddeutsche Zeitung Magazin hätten zu großer Aufregung in der Verlags-, Wissenschafts- und Bibliothekswelt geführt. Schnell sei dann eine Assoziation von Fake Verlagen, Fake Konferenzen zu Fake Science gezogen worden. Die Frage an *Claudius Gros,* ob er in seiner wissenschaftlichen Karriere Raubverlage und Fake Konferenzen begegnet sei, beantwortete dieser mit „Ja, ständig. Wir erhalten am laufenden Band E-Mails, in irgendeinem Verlag zu publizieren oder werden eingeladen als Plenary Speaker auf einer Konferenz zu sprechen. Und das meist zu Themen, die überhaupt nichts mit der eigenen Forschung zu tun haben." Von *Uwe Schmidt* wollte der Moderator wissen, ob das ein Problem für ihn sei oder ob er die E-Mails einfach wegklicke. „Ich klicke die weg", so *Schmidt*. Die ersten zwei, drei habe er noch gelesen. Man könne im Prinzip täglich Mitglied eines Editorial Boards werden und man werde permanent aufgefordert, Dinge zu tun, für die man in der Regel nicht unbedingt Experte sei. Anschließend wies *Schmidt* auf die Komplexität des Problems hin. Es sei zu kurz gegriffen, das Ganze auf eine moralische Fragestellung zu reduzieren. Der Ansatz, dass es 5.000 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gebe, die in diesen Organen publiziert hätten, sei erst einmal aufsehenerregend. Aber, so *Schmidt,* „die Grenzen zwischen einzelnen Formen von Publikationen sind deutlich komplexer, als wir uns derzeit vorstellen können".

## Fake-Verlage – (k)ein Problem für den wissenschaftlichen Nachwuchs

*Rafael Ball* fragte nach: „Wie kriegen Ihre Doktoranden heraus, ob es sich um einen Raubverlag oder ein Fake Journal handelt oder ob es nicht die tolle Chance für einen Doktoranden ist, der sich freut, dass jemand sein Paper publizieren möchte bzw. ihn zu einer Konferenz einlädt?" Das sei ungeheuer schwierig, bestätigte *Uwe Schmidt*. Es gebe zwar im Netz schwarze Listen, auf denen über 1.000 Zeitschriften von Verlagen aufgelistet seien, die als Fake Verlage identifiziert worden seien. Da könne man sich Wissen aneignen, wo man eher nicht publizieren sollte. „Das Problem für die Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler ist aber deutlich komplexer. Es gibt gerade in wissenschaftlichen Randgebieten durchaus Differenzierungen, die nicht so einfach nachvollziehbar sind. Das zweite Problem für den wissenschaftlichen Nachwuchs ergibt sich daraus, dass ein Review-Prozess in einer etablierten Zeitschrift bis zu zwei Jahre dauern kann. Bis dahin ist die Karriere vielleicht auch schon zwei Jahre verflossen." Deshalb sei es beim wissenschaftlichen Nachwuchs deutlich schwieriger zu entscheiden, mit welcher Motivation er akademisch redlich oder ein klein bisschen unredlich sei. Von *Claudius Gros* kam Widerspruch: „Ich denke, dass dies herauszufinden absolut einfach ist. Von einem serösen Verlag bekommt man nie eine Aufforderung, irgendetwas zu publizieren. D.h., wenn man eine solche Aufforderung bekommt, bedeutet das in 99,9 Prozent der Fälle, dass es sich um kein seröses Angebot handelt." Das gleiche gelte für Konferenzen. Ein Blick auf die Konferenzteilnehmer lasse in maximal 20 Sekunden die Einschätzung zu, ob die Konferenz seriös sei oder nicht.

Auf die Frage, warum denn der Wissenschaftsverlag Elsevier keine Mails an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Welt verschicke und sie bitte, bei ihm zu publizieren, antwortete *Hannfried von Hindenburg:* „Gelegentlich verschicken wir auch Mails und wenden uns an Autoren, vor allen Dingen im Buchbereich, weniger im Artikelbereich." Er wolle aber ein paar Zahlen nennen, die das Problem beleuchteten. Es gebe für dieses Jahr etwa 2,7 Millionen veröffentlichte seriöse Artikel.

***Prof. Dr. Uwe Schmidt: „Die Frage ist, wie es gelingt, das Wissenschaftssystem ein Stück weit zu entschleunigen."***

Nach Schätzungen von BMC Medicine, einer Zeitschrift, die dazu eine Studie veröffentlicht hat, gibt es etwa 400.000 – 500.000 in Raubjournalen veröffentlichte Artikel pro Jahr. „Wir sprechen von 3,2 Millionen Artikeln pro Jahr, wovon diese 400.000 bis 500.000 ca. 13 Prozent des gesamten Artikelvolumens ausmachen. Das ist schon eine ganze Menge. Das finde ich schon erschreckend," gab *von Hindenburg* zu bedenken. Vielleicht sei das Problem in Deutschland relativ klein, aber ein Problem sei es durchaus. Um die Frage aufzugreifen, was man tun könne, wies der Vertreter des Elsevier Verlages auf eine Initiative namens think-check-submit[1] hin, die fach- und industrieübergreifend angelegt sei. Dort finde man Tipps, wie man Raubjournale identifizieren könne. Man müsse darauf achten, ob Autoren und Editorial Board einem bekannt seien, ob die für die Open Access Veröffentlichung angebotenen Preise bekannt, strukturiert und transparent seien. Diese Webseite, die keine Seite von Elsevier sei, lege er jedem ans Herz, der sich die Frage stelle, soll ich in so einem Journal veröffentlichen. Eine Checkliste helfe bei der Einschätzung, ob das Journal, das an eine Wissenschaftlerin, einen Wissenschaftler herantritt, seriös ist oder nicht.

1 https://thinkchecksubmit.org

### think-check-submit, DOAJ und OASPA statt schwarzer Listen

Sind Raubjournale für Copernicus ein Konkurrent, wollte *Rafael Ball* von *Xenia van Edig* wissen. „Nein", antwortete sie „aber was für uns sehr ärgerlich ist, dass sich solche Raubverlage teilweise Namen geben, die unserem Verlagsnamen ähneln. Sie heißen dann Copernicus Publishing statt Copernicus Publication und verwirren damit Autoren und Editoren." Zur Abgrenzung und Unterscheidung von solchen Raubverlagen sei es für Verlage sehr wichtig, gerade auch im Open Access Bereich sehr transparente Services anzubieten. Dazu gehöre u. a. eine klare Aussage, was bieten wir an, für welchen Bereich

*Dr. Xenia van Edig: „Um sich von Raubverlagen zu unterscheiden, müssen Verlage transparente Services anbieten. Dazu gehört u. a. eine klare Aussage, was bieten wir an, für welchen Bereich und wie ist der Peer-Review-Prozess organisiert."*

und wie ist der Peer-Review-Prozess organisiert. *Van Edig* empfahl, statt der Schwarzlisten sich lieber an die think-check-submit-Kampagne zu halten. Bei den Schwarzlisten sei zwar vieles richtig, vieles basiere jedoch auf sehr persönlichen Einschätzungen. Das könne durchaus zu Missverständnissen führen, wenn beispielsweise neue Verlage auf sich aufmerksam machen wollten und zu viele E-Mails verschickten. Selbst wenn sie es später nicht mehr tun würden und durchaus seriöse Dienstleistungen anböten, fänden sie sich aber auf solchen Listen wieder. „Ich würde auch noch das Directory of Open Access Journals, DOAJ, und auch OASPA (Open Access Scholarly Publishers Association)[2] empfehlen", fügte *van Edig* hinzu. „Da ich auch Chair of the Membership Committee bin, kann ich sagen, dass wir bei OASPA uns alles sehr gründlich anschauen."

### Bibliotheken als beratende Schnittstelle

Von *Nicole Walger* wollte *Rafael Ball* wissen, warum dieses Thema für Bibliotheken relevant sei.

Ihre Antwort: „Wir verstehen uns als Bibliotheken immer auch als Schnittstelle zwischen Wissenschaft und wissenschaftlichen Verlagen." Es sei Aufgabe der Bibliotheken, dafür zu sorgen, dass Qualitätsindikationen erhalten blieben. „Sowohl in unserer Fachgruppe, als auch in der Bibliothek beschäftigen wir uns sehr intensiv mit dem Thema Qualitätssicherung beim Publizieren", fügte *Walger* hinzu. Das sei ein relativ neues Thema, das die Bibliotheken gerade ihr Eigen nennen würden. Jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die getrieben seien, möglichst schnell zu publizieren, müssten Bibliotheken ein guter Berater sein. Zusammen mit den graduierten Kollegen müssten sie dabei helfen, einen Raubverlag zu identifizieren und verhindern, dass der wissenschaftliche Nachwuchs auf solche Angebote hereinfalle.

### Eine Lanze für die Wissenschaft

An der Forschung von NDR, WDR und SZ-Magazin konnte man feststellen, so *Nicole Walger*, dass es 1,3 Prozent der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind, die auf solche Angebote hereinfielen. „Das heißt aber auch, dass 98,7 % der Wissenschaftscommunity nach guter wissenschaftlicher Praxis arbeiteten." Die Bibliothekarin betonte, der Begriff Fake Science, der heute auch schon einmal angeklungen sei, verkehre das eigentliche Thema. Es gehe nicht darum, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gefälschte Ergebnisse publiziert hätten. Prompte Zustimmung kam von *Uwe Schmidt*, der davor warnte, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die in Raubverlagen publizierten oder andere Publikationswege einschlügen, als unredliche Wissenschaftler zu bezeichnen. *Walger* führte weiter aus, es gehe vielmehr um ein unlauteres Geschäftsmodell von Raubverlagen, das auf einem systemimmanenten Problem der Wissenschaft beruhe. „Daran müssen wir arbeiten und da möchten wir als Bibliotheken auch gerne zwischen Wissenschaft und Verlagen vermitteln und die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterstützen."

*Rafael Ball* bestätigte, es sei sehr wichtig zu unterscheiden, dass Inhalte, die in solchen Raubjournalen erschienen, nicht gleichzeitig gefälscht seien, sondern, dass es die Geschäftsmodelle sind, die nicht ganz integer seien. „Wir sollten jetzt fragen, was denn ein Raubverlag ist. Ist das ein Verlag, der ein Peer Review etwas schneller macht? Auf der anderen Seite ist es ein systemimmanentes Problem, wie Frau Walger angesprochen hat. Es stellt sich nämlich die Frage, ob die Wissenschaft vielleicht, das sage ich einfach provokant, dieses Thema Raubverlage nicht selbst induziert hat?" Immerhin herrsche in der Wissenschaft das Publish-or-Perish-System und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler müssten und wollten aus jedem Ergebnis drei statt einem Paper machen, weil die Forschungsförderer, die Metrics und Analytics das verlangten. In dem Bedarf, riesige Mengen an Publikationen zu produzieren, entstünden vielleicht im Rahmen von wirtschaftlicher Freiheit Systeme, die die Grenzen und Anforderungen an seriöse Verlage, nämlich eine richtige Qualitätsprüfung vorzunehmen, etwas lockerer nehmen würden. Vielleicht seien solche Verlage keine Betrüger, sondern bewegten sich in einem Graubereich. „Der junge Wissenschaftler, die junge Wissenschaftlerin freut sich: wenn sein/ihr Paper weltweit gedruckt wird und es gut zu finden ist. Ob da jetzt irgendwo Elsevier drübersteht oder Elsevor – wie im-

2 https://oaspa.org/

mer der Raubverlage heißt –, das ist ja nicht ganz so wichtig. Hauptsache ich werde gelesen, meine Veröffentlichung wird zitiert, und ich bekomme eine höhere Signalrate und mein Pageindex steigt. Herr *Schmidt*, hat die Wissenschaft etwas falsch gemacht, dass es zu Raubverlagen gekommen ist?“

## Leistungsbewertung in Zahlen, die systemimmanente Problematik der Wissenschaft

*Uwe Schmidt* benannte die systemimmanenten Probleme. Man komme mit der Quantifizierung von Wissenschaft und der Bewertung von Wissenschaftlern in einen Modus, zunächst einmal die Publikationen und Zitationen zu zählen. Dabei schaue man in erster Linie auf den Hash-Index, um die Reputation einer Publikation zu bewerten. Damit erfolge quasi eine indirekte Bewertung von wissenschaftlicher Leistung. Habe man erst einmal die Zahlen, arbeite man auch damit. Bei Google Scholar erhalte man mittels einfachen Zählens sofort ein Bild, egal, wie korrekt das Bild sei. „Daraus erschließen sich unglaublich viele Handlungsmotive. Die eine Handlungslogik ist, sehr viel zu publizieren, erklärte *Schmidt:* „Wenn Sie ein Projekt durchführen, wären Sie relativ dumm, wenn sie daraus eine Publikation machen, wenn Sie daraus fünf Publikationen machen können.“

Ein weiterer damit zusammenhängende Faktor sei das vollkommene Kollabieren des Gutachtersystems. Hier müsse man in der Tat überlegen, wie die Wissenschaft umsteuern, wie sie zu qualitativeren Dimensionen finden könne. Aber wegen der Anreizsysteme werde es immer schwieriger. „Wir reden auch über Open Access, das ist so der Grenzbereich zwischen Raubverlagen und seriösen Verlagen“, führte Schmidt aus. Open Access beinhalte auch die Gefahr, unseriösen Modellen die Tür zu öffnen. Das sei durchaus zum Teil von der Wissenschaft selbst gemacht. „Es sind nicht nur Ministerien und Bürokraten, die Publikationen und Zitationen zählen, sondern die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst schauen als erstes auf diese Indikatoren“, musste *Schmidt* eingestehen. Er merkte noch an, dass gerade Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aufstrebenden Wissenschaftsländern finanziell von Publikationen profitierten, denn 2000 € Honorar für eine international zugängliche Publikation sei oftmals mehr als ein Drittel des Jahresgehaltes.

## Qualitätssicherung: Für die Wissenschaft unabdingbar

*Rafael Ball* griff den Komplex Qualitätssicherung auf. Was Raubverlage offensichtlich nicht machten, sei die Qualitätsprüfung. Durch dieses Verhalten würden sie massiv in die Wissenschaft eingreifen. „Damit gewährleistet ist, dass Publikationen seriös sind, müssen sie einem zuverlässigen Review unterzogen werden. Wie schaffen es denn Ihre Editoren, für Ihre Zeitschriften Gutachter zu finden?“, wandte sich der Moderator an *Hannfried von Hindenburg:* „Sie hatten vorher das schöne Wort von Elsevier oder Elsevor geprägt. Wenn der Artikel veröffentlicht ist, mag das für den Autoren letztendlich auch egal sein. Die Frage ist allerdings, ob der Artikel hätte veröffentlicht werden dürfen, ohne von Gutachtern oder Reviewern geprüft worden zu sein. Das hat zur Konsequenz, dass die Wissenschaftsgemeinschaft nicht weiß, ob man dieser Forschung trauen kann“, betonte *von Hindenburg.* Die fehlende Qualitätskontrolle sei bei Raubverlagen die Regel. Das Hauptkriterium zur Einordnung von Raubverlagen sei, dass sie vorgeben Dienstleistungen, vor allem Peer Review, anzubieten, die sie sich auch bezahlen ließen, die sie aber nicht oder nicht vollständig erbringen würden. „Verlage, und Elsevier ist hier nicht der einzige, Springer Nature und viele andere auch, investieren viel Zeit und Arbeit, um geeignete Redaktionsteams zu finden und den Kollegen, die aus

*Nicole Walger: „Der Impact Faktor ist heutzutage nicht mehr wirklich passend, um die Qualität von Wissenschaft zu bewerten.“*

der Wissenschaft kommen, dabei zu helfen, Peer Reviewer zu finden“, erklärte *von Hindenburg*. Da gebe es mittlerweile auch eine neue Technologie, die dabei behilflich sei. Durch Algorithmen könne besser herausgefunden werden, wer zu einem Thema passt, wer die Methodologie verstehen kann und wer für einen Artikel der richtige Ansprechpartner als Gutachter sei. „Wir können auch die online Profile, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zunehmend haben, mit ihrer ORCID (Open Researcher and Contributor ID)[3] verbinden“, führte *von Hindenburg* aus. Auf diese Art und Weise könne das Begutachten in den Wissenschaftsprozess mit einbezogen werden, weil man für die Gutachtertätigkeit einen Credit bekomme. Schließlich sei die Gutachtertätigkeit extrem wichtig für die Wissenschaft, was bedauerlicherweise manchmal unterbewertet werde.

## Der Review Prozess auf dem Prüfstand

Dass Raubverlage das Peer Review vernachlässigen oder gar nicht durchführen, bestätigte auch *Nicole Walger*. Das wollte sie aber nicht mit Open Access vermischt haben. Das Peer-Review-Verfahren werde insgesamt nicht mehr so durchgeführt, wie man das erwarten könnte. Es wäre eine Verbesserung, den Review-

3 https://www.orcid-de.org/

Prozess transparenter zu gestalten, damit man wisse, ob ein Peer-Review durchgeführt wurde und wer es wann ausgeführt hat. Die fehlende Transparenz eröffne Raubverlagen erst die Gelegenheit für ihr Geschäftsmodell. An der Qualitätssicherung müsse gearbeitet werden, unabhängig davon, ob es sich um ein Open Access- oder ein Closed Modell handle.

*Hannfried von Hindenburg* betonte ebenfalls, dass Open Access nicht gleichzusetzen sei mit Raubverlagen. Open Access sei in den allermeisten Fällen seriös und durchlaufe die gleichen strengen Kriterien wie jedes andere Veröffentlichungsverfahren.

*Dr. Hannfried von Hindenburg: „13 Prozent des gesamten Artikelvolumens erscheint in Raubjournalen, das ist erschreckend."*

## Peer Review transparent gestalten oder nicht?

*Rafael Ball* fragte *Xenia von Edig:* „Wollen Sie das Peer Review öffnen, wenn ja, müssen Sie dann nicht mit einem Hauen und Stechen rechnen?" Nein, diese Erfahrung habe sie nicht gemacht, erwiderte die Angesprochene. „Wir haben für die Hälfte unserer Journale einen transparenten Peer Review Prozess. Dabei wird das eingereichte Vor-Manuskript pre print publiziert und öffentlich diskutiert. Die Gutachter können, wenn sie es möchten, ihre Anonymität wahren. Aber der Inhalt ihrer Gutachten wird mit dem Manuskript veröffentlicht. Auch interessierte Leser sind eingeladen, zu kommentieren." Dieses Verfahren werde mittlerweile das achte Jahr praktiziert und es habe sich bestens bewährt. In Einzelfällen seien so auch schon Editoren identifiziert worden, die mit Zitierungen Schindluder getrieben hätten.

## Die Langzeitarchivierung muss gewährleistet sein

*Claudius Gros* widersprach der Ansicht, dass das mangelhafte oder nicht vorhandene Peer Review ein Hauptmerkmal eines Raubverlags sei. Seiner Meinung nach besteht das Hauptproblem der Raubverlage in der Archivierung. Ursprünglich habe es eine Aufgabenteilung zwischen Verlagen und Bibliotheken gegeben, in der Verlage publiziert und Bibliotheken archiviert hätten. Bei Open Access sei diese Aufgabenteilung nicht mehr gegeben. Verlage müssten jetzt auch archivieren. Nichtgedrucktes stehe nur noch als PDF Datei zur Verfügung. Bei Raubverlagen handele es sich vermutlich um ein, zwei Mann Betriebe. Wenn es da zu Schwierigkeiten komme, bestünde die Gefahr, dass alles, was dort publiziert wurde, weg sei. Laut *Gros* sei bei den Raubverlagen das Hauptproblem die fehlende Sicherheit, dass die Dokumente auch in zehn oder 20 Jahren noch vorhanden sind. Deshalb sollte man da nicht publizieren. Dies wurde von *Xenia van Edig* aus der Warte eines Open Access Verlages unterstützt. Verlage kooperierten auch weiterhin mit Bibliotheken, weil auch sie ein Interesse an größtmöglicher Verbreitung hätten. Schließlich sollten Open Access-Publikationen nicht nur über Google Scholar, sondern auch in den traditionellen Literaturversorgungskanälen gefunden werden. Weil die Auffindbarkeit von wissenschaftlicher Forschung immens wichtig sei, achteten Open Access Verlage natürlich auch auf Langzeitarchivierung. Nicht nur die Auffindbarkeit sei wichtig, warf *Claudius Gros* ein, sondern auch ein zusätzlicher externer Server, auf dem Dokumente hinterlegt werden könnten. Das sei auf jeden Fall auch ein gutes Unterscheidungskriterium, stimmte *Xenia van Edig* zu. Viele kleinere Journale hätten keine ausdrückliche Archivierung-Strategie. Um zu wissen, ob ein Verlag gute Services anbiete, sollte sich jeder vorher vergewissern, welches Copyright und welche Lizenzen angewandt würden und wie archiviert werde.

## Löst die Öffnung des Peer Review Probleme?

*Rafael Ball* stellte fest, dass die Diskussion jetzt eine interessante Wendung bekomme, wenn man sage, Qualitätsprüfung sei gar nicht so wichtig, sondern wichtig sei das Archivieren. „Herr Schmidt, sind Sie auch der Meinung, dass Qualitätsprüfung gar nicht so entscheidend ist?", fragte der Moderator.

*Uwe Schmidt* sagte, das sei in den Fachdisziplinen unterschiedlich. In der Physik und in der Mathematik gebe es in der Tat eine Tradition, wissenschaftliche Erkenntnisse vorab zur Verfügung zu stellen, um sie vor der Publikation diskutieren zu können. Das funktioniere aber nur, wenn es eine sehr aktive Fachcommunity gebe. Bei dem Modell bestehe die Gefahr, dass ein Artikel auf den Server gestellt wird, aber niemand Lust habe, sich damit zu beschäftigen. Auch *Schmidt* findet das derzeitige Peer-Review-System problematisch. Es gebe Untersuchungen darüber, dass die Übereinstimmung zwischen unterschiedlichen Peers, die denselben Artikel bewerteten, nicht sonderlich groß sei. Die Begutachtung sei wenig systematisch. Selbst gute Journale hätten keine normative Betrachtung, also keine begleitende oder wertende, auf deren Grundlage man noch nacharbeiten könnte. Es gehe nur noch um ein Ja oder Nein und das sei hoch problematisch für Akteure, die im Wissenschaftssystem eine Karriere eingehen möchten. Sie scheiterten genau an diesen Dingen.

Zur Frage, wie weit man die Reviews öffnet, meinte *Schmidt*, er finde es unproblematisch, solange man nur

die Reviews veröffentlicht. Hoch problematisch sei es hingegen, die Reviewer zu benennen, besonders in kleinen Fachcommunities. „Wenn mich jemand fragen würde, ob ich als Reviewer öffentlich zu Verfügung stehe, würde ich nein sagen. Denn dann kann ich nur noch durch die Blume sprechen und Dinge nicht mehr sehr deutlich ansprechen“, befürchtet *Schmidt*.

Review, so der Wissenschaftler, sei ein Problem, das in graduellen Formen für alle Verlage gelte. Er sehe es als ein Anzeichen, dass der eigentliche Gedanke dieses Systems, die Selbststeuerung der Wissenschaft, die gegenseitige Kontrolle etwas ad absurdum geführt werde.

*Claudius Gros* erläuterte dazu: „Wir stimmen heute überein, Peer Review ist eine sehr sinnvolle Abgrenzung nach unten, eine Mindestauswahl. Wenn man diese Mindestauswahl nicht mehr hat, muss der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin mehr arbeiten. Eine solche Mindestauswahl nimmt viel Arbeit ab.“

*Rafael Ball*: „Raubverlage haben natürlich auch eine wirtschaftliche Dimension. 13 Prozent der Paper werden von Raubverlagen publiziert. Sie würden bestimmt gerne diese 13 Prozent auch noch bei Elsevier verlegen“, unterstellte er *Hannfried von Hindenburg*. Bevor dieser antworten konnte, brachte *Ball* auch noch die Kosten der Literaturversorgung und des Publizierens ins Gespräch: „Können Sie nicht Leistungen anbieten, die ausreichend für die Wissenschaft sind, die aber deutlich günstiger sind, sodass das System insgesamt und auch die Bibliotheken wieder profitieren könnten?“

## 13% Aufsätze bei Raubverlagen haben eine wirtschaftliche Dimension

*Hannfried von Hindenburg:* „Ob wir die 13 Prozent haben wollen, hängt sehr von der Qualität ab. Das würden wir dann im Gegensatz zu den Raubverlagen sehr genau prüfen.“ Unter Umständen seien bei den 13 Prozent auch einige dabei, bei denen Elsevier eine Veröffentlichung abgelehnt habe. Natürlich könnten Verlage Sachen besser machen und bessere Dienstleistungen anbieten. Er wolle auch nicht behaupten, dass Verlage alles richtig machten. Mit sehr großem Interesse habe er die Ausführungen des Podiums zum Peer Review-System verfolgt. Dieses System sei sicherlich nicht perfekt. Aber bislang hätte noch niemand ein besseres System gefunden, um dafür zu sorgen, dass die Wissenschaft über Generationen hinweg immer auf dem besten und wichtigsten Wissenstand, soweit beurteilbar, aufbauen könne. Seit mehreren 100 Jahren habe sich Peer Review bewährt. Verbesserungsversuche gebe es auch bei Elsevier, wo man bis zu einem gewissen Grad mit dem Open Peer Review experimentiere. Man habe auch versucht, das Einreichen von Papieren für die Autoren zu erleichtern. Denkbar sei auch, den Autoren die ständigen Neueinreichungen bei anderen Journalen zu erleichtern durch Weiterleitung der Manuskripte. Auch könnte die Hinführung der Autoren zu den Journalen verbessert werden, die für sie wahrscheinlich am erfolgversprechendsten sind. Elsevier versuche zurzeit auch, die neuen Techniken zu nutzen, um gezielter und besser die Qualität zu sichern. „Da es noch viele Probleme gibt, würde ich gern mit allen, die hier auf dem Podium sitzen, zusammenarbeiten, um Lösungen zu finden“, bot *von Hindenburg* an. Extrem wichtig seien die Bibliothekarinnen und Bibliothekare, die sich mit Journalen auskennen und sich mit Kommunikations-Wissenschaft beschäftigen würden. Das sei für dieses Thema sehr wichtig.

## Welche Rolle Bibliotheken spielen können

*Rafael Ball:* „Frau Walger, sie scharren schon mit den Hufen. Was sollen denn Bibliothekare tun, um das Thema zu entschärfen?“

*Nicole Walger*: „Für uns als Bibliotheken ist es wichtig, dieses Thema in die Hochschulen zu tragen und gemeinsam darüber zu sprechen, was sich ändern muss.“ Ihrer Meinung nach ist der Publikationsdruck zu groß. Das führe dazu, dass das Gutachtersystem kollabiere. Daher sollte sich die Wissenschaft die Frage stellen, wie es zu bewerkstelligen sei, dass nur noch das publiziert werde, was wirklich neu ist. Es müsse nicht in fünf Salamischeibchen publiziert werden, was auch in einer Publikation machbar sei. Dazu sei es natürlich wichtig, dass man zur Bewertung des Potenzials einer Wissenschaftlerin, eines Wissenschaftlers nicht nur den Indikator Impact Factor heranziehe. Der sei im Übrigen nicht mehr passend, um die Qualität von Wissenschaft zu bewerten. Man müsste sich fragen, was macht eigentlich eine gute Forschung aus. Die Bibliothekarin brachte mit Forschungsdaten ein weiteres Thema ins Gespräch. „Forschungsdaten müssen zur Verfügung gestellt werden, das muss nicht, kann aber offen sein“, erklärte *Walger*. „Für Gutachter ist es doch eine Entlastung bei der Arbeit, wenn die Rohdaten vorliegen, dann kann genauer bewertet werden, wie seriös eine Forschung ist.“ Jetzt müssten die Bibliotheken mit den Hochschulleitungen ins Gespräch kommen. Das Ergebnis der WDR, NDR und SZ-Magazin-Recherchen habe dazu den Aufhänger

***Prof. Dr. Claudius Gros: „Bei Raubverlagen ist das Hauptproblem die fehlende Sicherheit, dass die Dokumente auch in zehn oder 20 Jahren noch verfügbar sind.“***

geliefert, worüber beide Seiten mittlerweile froh seien. Auch eine gewisse Sensibilisierung der Wissenschaft habe dadurch stattgefunden. „Jetzt müssen wir gemeinsam mit Verlagen, Hochschulleitungen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und Bibliotheken schauen, welche Modelle wir entwickeln können“, erklärte *Walger*. „Wir können White Lists auf den Weg bringen, die es schon für Journale gibt. Wir müssen das aber auch in allen anderen Bereichen zur Verfügung stellen. Wir können als Bibliotheken Aufklärung leisten, Materialien verbreiten, wir können Informationskompetenzkurse zu dem Thema Publizieren anbieten und wir müssen mit dem Graduiertenkolleg zusammenarbeiten.“ Auch sie vertrat die Meinung, dass es gerade die jungen Forscherinnen und Forscher sind, die auf Raubjournale hereinfielen. Sie seien mit der Publikationsflut und den vielen Verlagen, die auf dem Markt sind, überfordert. Hier einen Überblick zu schaffen, wäre der Wissenschaft dienlich, damit sie ihrer Kernaufgabe Forschung nachkommen könne.

### Können Bibliotheken das Publikationswesen beeinflussen?

*Rafael Ball* äußerte Bedenken, ob Bibliotheken tatsächlich dazu beitragen können den Publikationsdruck in der Wissenschaft zu senken. Die Wissenschaft selbst produziere einen enormen Output. Die Anzahl der wissenschaftlich Tätigen steige, die Anzahl der Paper ebenso. Bibliotheken hätten bisher nichts damit zu tun gehabt, wie viel publiziert werden soll und wie viel nicht. Bibliothekarinnen und Bibliothekare hätten eine Qualitätssicherung am Ende des Prozesses gemacht. *Ball* erinnerte: „Spannend zu wissen: Wir haben schon vor 30 Jahren einen großen Ordner mit Quatschverlagen angelegt. In diesen Verlagen wurden billige und schnell zusammengestellte Inhalte veröffentlich, die hat man eben einfach nicht gekauft. Das war sehr einfach. Damit haben Bibliotheken Qualitätssicherung betrieben. Heute ist alles Open Access. Die Bibliothek kann gar nicht mehr nein sagen.“ Ein wichtiges Argument der Open Access Diskussion sei es, der Wissenschaftler, die Wissenschaftlerin soll kostenorientiert und gleichzeitig qualitätsorientiert selbst entscheiden müssen und dürfen, wo sie publizieren, ob für 5000 $ bei Elsevier oder nicht doch lieber für ein paar 100 $ bei Elsevor. Und schon bestünde erneut das Problem: Bibliotheken stehen am Rande und schauen zu. Das sah *Nicole Walger* anders: „Gerade im Kontext unserer Publikationsfonds, die ja im Rahmen von Open Access an vielen Universitäten etabliert worden sind, bedeute Open Access in keinem Fall, dass alles angenommen wird. Da schauen wir genau hin und nutzen die Whitelist des Directory of Open Access Journals. Als Bibliotheken ist es uns auch immer ein Anliegen, mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und den Hochschulleitungen ins Gespräch darüber zu kommen, wie entwickelt sich das Publikationswesen weiter. In Siegen haben wir solche Gespräche und ich bin immer wieder überrascht, wie unterschiedlich die Ansichten in der Wissenschaft und in den Bibliotheken zum Publizieren sind. Wenn man sich zusammensetzt, kommt man zu einem Konsens. Und das sollte der erste Schritt sein.“

### Abschlussrunde fragt nach Lösungsansätzen

In der abschließenden Fragerunde äußerten die Podiumsteilnehmer, was sie persönlich sich zum Umgang mit dem Thema Fake Konferenzen und Raubverlage wünschen würden.
*Claudius Gros* könnte sich eine Schwarzliste vorstellen, die eine Organisation der Wissenschaften in Deutschland pflege, und die den Rechenzentren zur Verfügung gestellt werde. Die Wissenschaftler könnten dann entscheiden, ob sie diese als Spam-Filter benutzen wollen, damit sie die ganzen Mails von den Fake Verlagen nicht mehr bekommen.

*Hannfried von Hindenburg* findet eine Zusammenarbeit aller Beteiligten äußerst wichtig auch im Hinblick darauf, dass die Wissenschaft immer wieder von der Politik infrage gestellt werde, wie gerade von Donald Trump, der behaupte, Wissenschaft sei nicht Wissenschaft und Fakten seien nicht Fakten.
*Nicole Walger* möchte, dass Bibliotheken sich an der korrekten Führung von Whitelists beteiligen, um die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler über verlässliche Publikationswege zu informieren. Auch sie wünscht sich, weiter im Dialog zu bleiben.
Für *Xenia van Edig* ist Qualitätssicherung mit einem offenen Peer Review wichtig, welches es in Form eines post publication Reviews auch bei Zeitschriften mit einem closed Konzept geben sollte. Der wissenschaftlichen Community gute und nützliche Services anzubieten gehört für sie ebenfalls zur Abgrenzung gegenüber Raubverlagen. Der Verlagsservice in Bezug auf Reproduzierbarkeit solle auch die Möglichkeit beinhalten, eingereichte Manuskripte mit Daten und Videos anzureichern.
*Uwe Schmid* ist es ein besonders Anliegen, das Wissenschaftssystem ein Stück weit zu entschleunigen. Dazu gehöre, dass man wissenschaftlich mehr in die Tiefe denke als in Formen von Quantitäten. Er wünscht sich innerhalb des Wissenschaftssystems weitere Bewertungsquoten, die auch Engagement oder Ethik in der Wissenschaft berücksichtigten.